



Berlin, den 16. Januar 1904.

## Saint Louis.

Saint Louis liegt am rechten Ufer des Mississippi. Handelshauptstadt des Staates Missouri. Hundertundvierzig Jahre alt. Zuerst Pelzhändlerstation. 1810 sechzehnhundert, jetzt, mit East Saint Louis, über sechshunderttausend Einwohner. Blühende Industrie. Stapelplatz für Brodstoffe. Mittlere Jahrestemperatur 12,8°. Und so weiter. Diese Stadt will sich im nächsten Sommer die Wonnen einer Weltmesse bereiten und hat die Völker der Erde zu Gast geladen. Das Deutsche Reich folgt der Einladung; die noch immer Verbündeten Regierungen haben einen Kredit von drei Millionen verlangt, der prompt bewilligt wurde und natürlich nicht genügen wird, und einen besonders höflichen Geheimrath zum Reichskommissar ernannt. Zwar werden gerade unsere stärksten Großindustriellen zu Hause bleiben, weil sie eingesehen haben, daß keine auf Weltausstellungen getragene Markt jemals zurückkommt; dennoch soll ein „Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem und materiellem Gebiet“ gegeben werden. So steht in der amtlichen Denkschrift, die „Bildende Künste und Kunstgewerbe“ als erste der drei wünschenswerthen Hauptgruppen nennt. Ganz verständlich. Was die Weben und Maschinenfabriken, was die Elektrotechnik, die chemische Industrie, die Mechanik in Deutschland leisten, wissen die Amerikaner, wissen sogar in Ostasien die Interessenten; unsere Kunst aber kennen sie nicht und für unsere Künstler wäre drüben vielleicht ein Geschäft zu machen. Wer eine Dynamomaschine, einen optischen Apparat braucht, erfährt leicht, wo das Beste zu haben ist; die Lust, Bilder, Statuen, Möbel, Poterien zu kaufen, erwacht meist vor dem Gegenstande, der dem Auge gefällt. In seinem gescheiten und amusan

ten Buch über „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ sagt Herr Goldberger, in den Wohnungen und Galerien reicher Amerikaner finde man französische, englische, spanische, italienische Kunst, doch nur selten das Werk eines deutschen Malers oder Bildhauers. „Sollten hier nicht Möglichkeiten für unsere heimischen Meister vorhanden oder zu schaffen sein?“ Der amerikanische Sammler sei an Preise gewöhnt, an die unsere Künstler kaum in ihren kühnsten Träumen zu denken wagen; die deutsche Kunstausstellung in Saint Louis müsse diesem Export den Weg bohren. Der kluge Kaufmann macht praktische Vorschläge. Weiß man, wie viele tüchtige Künstler bei uns hungern, wie selten selbst die bekannteren einen ansehnlichen Preis erreichen? Auch der Müdigste erlahmt, wenn er seine Werke immer wiederkehren sieht; erlahmt oder kriecht ins Joch des Böbelgeschmacks. Nicht um eine Kleinigkeit handelt sich also, sondern um eine ernste kunstpolitische Sache. Kunstpolitik, Herr Reichskommissar: davon steht wohl nichts in Ihrer Instruktion? Sehr glaublich. Und doch wäre der Versuch, im Lande der reichsten Sammler deutscher Kunst einen Markt zu schaffen, der Mühe werth. Wir versuchen ja auch, sagt der besonders höfliche Geheimrath; wir thun, was wir können, um am Mississippi ein Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem... Schön. Der Herr Kommissar soll nicht weiter bemüht werden; er hat Arbeit genug. Wir können auch ungeleitet einmal nachsehen, wie sub auspiciis der Verbündeten Regierungen ein Gesamtbild deutscher Kunstkultur entsteht.

Im schwarzweißrothen Reich giebt es eine Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft. Wer malt, meißelt, baut und den Jahresbeitrag liefern will, kann ihr Mitglied werden. Tüchtige Künstler gehören ihr an; haben aber nicht die Mehrheit, kümmern sich auch wohl nicht allzu eifrig um die Geschäftsleitung; in der Vorstandsliste sucht man vergebens einen berühmten Namen. Hinter den Coulissen lenkt Herr Anton von Werner die Drähte. Die Genossenschaft ist die Organisation der Alten, die konservative Kunstpartei. Daß sie eine Partei, nicht den Gesamtwillen der deutschen Künstler vertritt, weiß Jeder, der je von Sezessionen gehört hat. Dennoch soll sie in Saint Louis herrschen; allgewaltig herrschen. Sie macht die Kunstausstellung, wählt die Jury und läßt nur Werke zu, die ihr würdig scheinen. So wollen es die Verbündeten Regierungen. Solchem Parteiregiment mochten sich aber die Herren, die man mit dem dummen Schlagwort Sezessionisten bezeichnet, nicht fügen, denn sie wußten, daß sie dabei nicht zu ihrem Recht kommen würden. Die versprengten, oft leider auch verhetzten Gruppen und Grüppchen könnten einzeln gegen die kompakte Macht der Genossenschaft nichts ausrichten:

gemeinsame Noth entband den Willen zur Einheit. Die Freunde, Künstler, Kunstforscher, Kunstkenner, wurden nach Weimar gerufen und ein Deutscher Künstlerbund begründet, dem nicht nur die stärksten Talente der Sezessionen beitraten, sondern unabhängige Persönlichkeiten aus allen Kunstprovinzen Germaniens. Klinger und Liebermann, Henry van de Velde und Woldemar von Seidlitz, Hofmann und Trübner, Graf Kessler und Schulze-Raumburg: Alle kamen; Professor Arthur Kampf sogar, der am Lehrter Bahnhof der Akademikerjury vorsah und die Sezessionen bespöttelte, trat in den neuen Bund. Eine moderne Galerie soll geschaffen, in Werkstätten, die den Nachsprüchen der Akademien nicht zugänglich sind, die Jugend erzogen werden. Das nächste Ziel aber war: eigenen Raum und eigene Jury für Saint Louis. Das, dachten die in Weimar Versammelten, müsse leicht zu erwirken sein. Als Repräsentant des Bundes reiste Graf Leopold Kalckreuth nach Berlin; Graf, Professor, Direktor der stuttgarter Akademie, in München und Dresden mit Goldenen Medaillen geschmückt. Er sprach mit dem Reichskommissar. Der bedauerte: nur der Reichskanzler könne noch eingreifen. Der Reichskanzler bedauerte auch: ihm fehle die zum Empfang des Grafen Kalckreuth nöthige Zeit; und die Sache ressortire ja vom Reichsamt des Innern. Also zum Grafen Potjomowéky. Drittes Bedauern. Der überlastete Staatssekretär, bis an dessen Ohr von Künstlerzweist wohl nie eine Kunde drang, rieth dem Maler, sich mit Herrn von Wiener zu verständigen. Weil solche Verständigung unmöglich schien, war der Deutsche Künstlerbund gegründet worden. . . Das Alles klingt ungläublich, ist aber wahr. Kann wahr sein und bleiben, weil unsere feige Trägheit es duldet. In keinem anderen civilisirten Lande dürften Minister und Staatscommis wagen, einen geachteten Künstler, den Vertrauensmann der feinsten Könner im Staat, so zu behandeln. Wenn Graf Bülow Zeit für Stapelläufe und ähnliche Galavorstellungen hat, könnte er am Ende auch ein Viertelstündchen für den Botschafter deutscher Kunst finden. Bei uns? Ich habe noch keinen Leitartikel über den Skandal gelesen. Die Kunstgenossenschaft wird am Mississippi herrschen. Ungehindert; denn der Vorstand des Künstlerbundes hat die Mitglieder aufgefordert, der an Einzelne etwa noch ergelenden Einladung nicht zu folgen. Saint Louis wird also eine deutsche Kunstausstellung haben, der alle starcken, alle noch nicht vergreisten deutschen Künstler fern bleiben werden: Klinger, Uhde, Liebermann, Stevogt, Heine, Leistikow, Lepsius, Hofmann, Olde, Tuailon, Trübner, Dora Hitz, Käthe Kollwitz, die beiden Kampf, Stuck, Orlik, die Worpssweder, wahrscheinlich auch Thoma und Hildebrand, — wer nennt die Namen? Lenbach, Menzel, Be-

gas, Knaut werden da sein. Das genügt aber nicht. Die paar alten Meister kennt man drüben längst. Ein Kunstgewerbe, das sich sehen lassen kann, haben die Alten überhaupt nicht. Frankreich, England, alle Staaten Europas werden ihre besten Sachen übers Wasser schicken. Und wir werden uns lächerlich machen, wie in Chicago, wie in Paris. Das wird der kultivirte Betrachter fragen, ist das Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem Gebiet? Dann sollten die guten Leute von drüben doch lieber nur Chemikalien und Kabel zur Ansicht senden. Solches Urtheil wäre gerecht. Bode, Tschudi, Wallot, Vohrs, Pichwart, Treu, Boermann, Raugsch, Heilbut, Muther, Gurlitt: unsere Sachverständigsten würden es unterschreiben.

Wenn die Firma Siemens & Halske zu bestimmen hätte, welche Maschinen die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ausstellen dürfe, bräche in allen Industriebezirken ein Höllengelächter los. Und doch wäre das Richteramt dann wenigstens einer Partei zugefallen, die der zu richtenden Konkurrentin ungefähr ebenbürtig ist. Was aber würde man erst sagen, wenn Bahmeyer über die elektrotechnische Ausstellung zu verfügen hätte? Wenn vom Belieben der Freikonserativen abhinge, welche Fraktionen den Reichstag im Ausland vertreten dürfen? So etwa ist das Verhältniß der beiden Kunstparteien. Der Bund verlangt kein Privilegium; nur Raum und Richter, die seinem Streben nicht von vorn herein feindlich sind. Jedem anständigen Grüppchen gewährt man heutzutage eine eigene Jury. Der Künstlerbund, der sein erstes Lebensjahr sicher nicht leichtfertig schänden, sicher nur sein Bestes übers Meer schicken wird und dessen Vorstand mit seinen Namen schon für gewisserhafter Rechtsprechung bürgt, will — man denke! — die Möglichkeit, neben der Kunstgenossenschaft auszustellen, was ihn gut dünkt. Das wird verweigert. Warum?

Weil dem Deutschen Kaiser die moderne Kunst ein Gräuel ist. Weil zu den Stiftern des neuen Bundes Männer gehören, von denen Wilhelm der Zweite gesagt hat, sie seien „in den Minnstein niedergestiegen.“

Ueber den Kunstgeschmack des Kaisers braucht man heute nicht mehr zu streiten; was darüber gesagt werden konnte, ist hier oft gesagt worden. Seit Jahren hat der Kaiser keine moderne Ausstellung gesehen. Die Japaner, Manet, Millet, Turner, Rodin, Whistler, Beardsley, Monet, Israels, Degas, die Praeraffaeliten kennt er wohl gar nicht; von den Werken der jüngeren Deutschen nur wenig aus eigener Anschauung. Er hat nun einmal die Antipathie. Vor zwei Jahren sagte er: „Wenn die Kunst, wie es jetzt vielfach geschieht, nichts weiter thut, als das Elend noch scheusslicher hinzustellen, als es schon ist, dann verständigigt sie sich damit am deutschen Volke.“ Die Mode der Elends-

malerei war damals schon recht lange vorbei; und noch beträchtlich länger die Zeit, da Goethe geschrieben hatte: „Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchte sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geedelt; und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätrecht ausüben.“ In der letzten — und besten — Ausstellung der Berliner Sezession hätte der Kaiser nicht viel Elend gefunden (das übrigens nicht Jeder „scheusslich“ nennen möchte), wohl aber sehr feine Sachen, sehr zarte Sächelchen. Doch wäre er vielleicht nicht anderen Sinnes geworden. Das ist sein gutes Recht. Neulich soll er den Schlußakt der Oper „Mignon“, den schwächsten des Dugendwerkes, der manchen Künstler die ärgste Unbill gegen Goethes Geniemajestät dünkt, fast begeistert gelobt und gefagt haben, solche Leistung sei keinem lebenden Komponisten gelungen. Soll dem Höchsten im Reich verwehrt sein, was dem Niedrigsten erlaubt ist: über Kunst und Kunsthandwerk frei sein Urtheil zu fällen? Gewiß nicht. Betäubend ist nur, daß dieses Urtheil selig sprechen und verdammen kann.

Im preussischen Kultusministerium muß der Kunstdezernent, weil er allzu modern empfindet, vom Flay weichen. Von demselben Schicksal ist der Direktor der Nationalgalerie bedroht; einstweilen darf er die Arme nicht rühren. Der Staat kauft den Sezessionisten nichts ab; sogar der milde Kampf ist verpönt. Dem Direktor einer Provinzialkunstschule wird bedeutet, er solle auf die modernen Schrullen oder auf sein Amt verzichten. Das Alles ist oft erörtert, oft besetzt worden. Da die Parlamente nicht widersprechen, müssen wirs hier nehmen und uns damit trösten, daß auch in den pariser Galerien kein vom Staat angekaufter Manet zu finden ist. Die Puppenallee wird nicht ewig währen; und die Denkmale des Kaisers und der Kaiserin Friedrich werden, mit ihren unbeschreiblichen Balustraden, als warnende Exempel ihre Schuldigkeit thun, — bis sie weggeschafft werden. Jetzt handelt sich um ganz andre Dinge. Wilhelm der Zweite patronisirt die Kunst, die ihm gefällt. Das würden die meisten Fürsten thun. Und er wird, wie ohne Ausnahme jeder Bekrönte, belogen; wenn er von dem Deutschen Künstlerbund überhaupt Etwas gehört hat, ist ihm wahrscheinlich gemeldet worden: Das sind die berücktigten Sezessionisten denen Euer Majestät „den Daumen aufs Auge halten wollten“. Einerlei: für den Versuch, vom Reichstag bewilligte Gelder für einen Zweck zu benutzen, dem sie nicht zugehört sind, darf man nicht den Kaiser verantwortlich machen. Der gerade hätte ja Grund zu zorniger Regung. Der könnte rufen: „Ihr verwendet das Geld deutscher Bürger, um Künstlern ans Licht zu helfen, die mir gefallen, beinahe nur mir noch

allein? Ihr seid wirklich... allzu gehorsame Diener! Ich aber habe die Verse nicht vergessen, die ein geistreicher Franze für meinen größten Ahnen schrieb:

Ceux qui sont nés sous un monarque  
 Font tous semblant de l'adorer;  
 Sa Majesté qui le remarque,  
 Fait semblant de les honorer.  
 Et de cette fausse monnoie  
 Que le courtisan donne au roi  
 Et quo le prince lui renvoie,  
 Chacun vit, ne songeant qu'à soi.

So solls an meinem Hofe nicht zugehen. Und deshalb verlange ich, daß die Bestimmungen für Saint Louis ohne Säumen geändert werden. Ich bleibe bei meinem Geschmac, aber ich dulde nicht, daß man Leute, die nicht so malen und modeln, wie mirs zufällig behagt, von Reiches wegen boykottirt.“

Solche Rede vernähmen wir vielleicht, wenn der Kaiser die Wahrheit erführe. Darauf können wir uns nicht verlassen. Sigt im Reichstag kein Wunsch, unter vierhundert kein einziger, der für deutsche Kunst ein Halbstündchen übrig hat? Man braucht ja schließlich nicht immer über Terminhandel und Tarifverträge zu reden. Man kann, zur Abwechslung, auch mal den Großen Bernhard von Bülow so stark beschwören, daß er vor die Front muß. Keine Zeit haben Sie, Herr Kanzler, wenn der Vertreter unserer feinsten Künstler eine Reichsangelegenheit mit Ihnen besprechen will? Und stünde hinter Kalkreuth nur Klinger: Sie müßten Zeit haben und obendrein sich höchst geehrt fühlen, wenn eine Kulturrogmacht bereit ist, mit Ihnen zu verhandeln. Für jeden zuverlässigen Reporter eine Plauderstunde und nun so fürchterlich überlastet? Ihr Ehrgeiz strebt nach dem Ruf eines modernen Menschen. Den erwirbt selbst eine Excellenz nicht durch falsche Citate, nicht durch blinkende Reden, in denen sie der Menschheit Schnigel kräuselt, auch nicht dadurch, daß man Stücke- und Schminkefabrikanten, schlechten Comedianten und Tingeltangelängerinnen, als vorurtheilloser Herr, seine Salonthür öffnet. Sie mußten längst aussprechen, was ist, längst Ihrem König sagen, daß nicht nach seinem Privatgeschmac in Preußen Kunstpolitik getrieben werden kann. Aber Sie scheuen die Mühe. Sie möchten nicht unbequem werden. Kunst! Du lieber Himmel: Das ist nicht „dringlich“. Sie haben Sinn, fast Gefühl für künstlerische Kultur, halten im Innersten Herrn von Werner nicht für eine wägenwerthe Valeur und wissen, daß Vie:ermann, obwohl er kein Velazquez, kein Rembrandt, nicht einmal ein Manet ist, noch genannt werden wird, wenn die Puppenallee stürmt seit Neonen vergessen sind. Nur schweigen Sie eben, ziehen die Brauen hoch und seufzen im Kreis der Ver-

trauten: Ich muß schon so viele Kniffe ausbügeln! Doch die kleinen Diplomatenmittel helfen jetzt nicht weiter. Im Reich giebt's keinen Monarchen; und in München, Stuttgart, Dresden, Weimar herrscht einstweilen noch nicht der kaiserliche Kunstgeschmack. Wir fragen nicht, ob der preussische Kultusminister wirklich in Weimar war, um dem Großherzog den Künstlerbund zu vereiteln, lechzen überhaupt nicht nach einer Aesthetendebatte, sondern bitten um unzweideutige Antwort auf eine Frage, die nur zufällig das Gebiet Bildender Künste berührt. Sie haben vom Reichstag für eine deutsche Kunstausstellung, deren Schauplay Saint Louis sein soll, ein hübsches Häufchen Geld verlangt und erhalten. In einer Denkschrift, für die Sie verantwortlich sind, haben Sie sich verpflichtet, ein Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem . . . Sie kennen den Text. Wollen Sie gefälligst dafür sorgen, daß dieses Wort eingelöst wird? Daß die paar Künstler, die Deutschland der Welt präsentiren kann, Raum bekommen und nicht gehindert werden, dem reichsten Käufer ihre Waare anzubieten? Daß sie vom Reich, dem sie steuern, nicht schlechter behandelt werden als jeder Erfinder neuer Stiefelwische, der, wenn nichts Besondere gegen ihn vorliegt, drüben — bitte: recht freundlich; ich citire Ihr berühmtestes Citat! — seinen Plaz an der Sonne findet?

Der Deutsche Künstlerbund hat sich an den Reichstag, die letzte Instanz, gewandt; wir wollen hoffen, daß seine Petition ins Plenum kommt, ehe die Weltmesse geschlossen ist. Der Referent kann sich ein Rühmchen holen. Er soll ruhig anfangen: Saint Louis liegt am rechten Ufer des Mississippi. Handelshauptstadt des Staates Missouri. Hundertundvierzig Jahre alt. Am fünfzehnten Februar 1764 von Pierre Laclède gegründet und nach einem König von Frankreich benannt. Nicht, wie der Herr Kollege Schaedler annimmt, nach Saint Louis, dem elften Ludwig, der für das Christenkreuz als Kämpfer ins Heilige Land zog, ungemein fromm war und dennoch, Herr Reichskanzler, Zeit hatte, Vater von zehn Kindern zu werden — nicht für solche Leistung wurde er von einem Bonifaz kanonisiert (Heiterkeit links) —, sondern nach Ludwig dem Fünfzehnten. Der gar nicht heilig war, die Pompadour, die Dubarry und manche Andere hatte, in Nordamerika und Ostindien die Kolonien verlor, den unbrütem selbständigen Choiseul weggagte, seine Nase in Alles steckte, am Liebsten jede Woche dreimal Geburtstag gefeiert hätte und, als er starb, ein Land hinterließ, dem ein Robespierre zu Fuß und einer zu Pferd nicht erspart werden konnte. Lesen Sie Voltaire, Waddington, die Hojintimitäten von Maugras. Nach diesem Rückblick auf einen Allerchristlichsten König wende ich mich nun zu der Verfassung des Deutschen Reiches, die vom Kanzler fordert . . .

## Sine ira et studio.

Die sinngetreue Uebersetzung des Titels — einer bei Minden erschienenen Brochure — kann nur lauten: ira et studium sind vorhanden und haben mich veranlaßt, dies Buch zu schreiben; ich werde mich aber bemühen, gerecht zu sein. Der Verfasser nennt sich „Freiherr von Gahlen“ und ist inaktiver Offizier, wie es scheint, Oberst. Von Allen, die sich seit einiger Zeit in Romanen, Dramen und Brochuren mit der deutschen Armee beschäftigen, scheint er mir der Berufenste zu sein, weil er außer Intelligenz, Urtheil und Dienst Erfahrung noch eine Eigenschaft hat, nämlich keine sogenannte Richtung. Wer auch das Buch lesen mag: er wird den Eindruck haben, daß der Mann nicht für eine Partei oder eine „Uebää“ — wie Schopenhauer von Hegels Freunden sagt — schreibt, sondern für den Gegenstand, dem er das Buch widmet, das deutsche Heer. Es liegt mir daran, gleich zu Anfang die Aufrichtigkeit zu betonen, womit der Verfasser zu Werke geht; denn wer das Buch nicht kennt, aber gesehen hat, daß Zeitungen aller Tend-nzen sich etwas Brauchbares für ihr Programm herausgepflückt haben, könnte eben so gut auf das Gegentheil schließen. Wenn also das deutsche Heer der Gegenstand des studium ist, so könnte man die jetzige Regierung als den der ira des Verfassers bezeichnen.

„Trotzdem Bismarck es nur bis zum Hauptmann der Landwehr gebracht hatte“ — dieser Vordersatz ist hoffentlich ironisch gemeint —, „war ihm die deutsche Armee kaum minder ans Herz gewachsen als seinem königlichen und kaiserlichen Herren.“ Das ist jetzt anders geworden. Seine Nachfolger lassen es „an schönen pathetischen, von anerkennenden Worten geradezu strogenden Reden nicht fehlen. Niemals aber ziehen sie hieraus die praktischen Konsequenzen.“ Beweis, zum Beispiel, das Pensiongesetz, das ja nun wohl, allerdings stark verkrüppelt, das Licht der Welt erblicken wird. Ich hätte gern gesehen, daß der Verfasser auf diesen Punkt, auf die Theilnahmslosigkeit der Regierung, etwas näher eingegangen wäre, denn aus ihm ließe sich beinahe Alles kuriren, was jetzt alle Ehrlichen und Einsichtigen mit Besorgniß für die Zukunft der Armee erfüllt. Gahlen sagt an einer anderen Stelle, wiederum richtig, das Unglück sei, daß die ersten Beamten des Reiches nur Vollstrecker des höheren Willens sind. Das muß man schon als eine nicht abänderliche Thatsache hinnehmen, weil Leute anderer Art eben nicht erste Beamte werden oder es nicht lange genug bleiben, um selbständig wirken zu können. Die Theilnahmslosigkeit des Reichskanzlers der Armee gegenüber muß man sich aber wohl auch aus seiner Aeußerung: „Nur keine inneren Konflikte!“ erklären; und das Los eines preußischen Kriegsministers ist, wie Iphigenie sagt, „gar enggebunden“. Ich meine aber, auch die Generale, die

noch nicht zu Hofleuten geworden sind, könnten den höchsten Kriegsherrn über die Verhältnisse der Armee unterrichten, denn es wäre Pflicht gerade der Regierung, das sogenannte Volk darüber aufzuklären, um Besserung herbeizuführen, nicht aber das Vortrecht der zum größten Theil aus übelwollenden Baien bestehenden Opposition, es in ihrer Weise zu thun.

Vielleicht hat Gahlen Recht, wenn er daran verzweifelt; er will es mit den „kleinen Mitteln“ versuchen: die inaktiven Offiziere sollen im Parlament als militärische Sachverständige auftreten, damit den „genau unterrichteten Vertretern der Heeresverwaltung“ nicht, wie gewöhnlich, „Männer gegenüberstehen, die von militärischen Dingen kaum als Reserveoffizier haben Etwas läuten hören.“ Diese sollen natürlich für das Heer eintreten, aber auch Widerspruch erheben gegen „Anordnungen und Aeußerungen amtlicher militärischer Stellen, die in allen Kreisen der Offiziere berechtigtes Befremden erregen.“ Als Grund für die jetzt übliche Passivität der inaktiven Offiziere giebt der Verfasser „falsch verstandene Loyalität und Vaterlandsliebe“ an, die im aktiven Dienst eingeprägte Ansicht, daß absällige Kritik unpatriotisch sei. Er meint, daß den Offizier gerade sein dienstliches Leben besonders zum Positiven erzieht, denn er ist immer darauf angewiesen, „Taktik“ zu treiben: im Verkehr mit Vorgesetzten und mit Untergebenen; es ist also eine Schule der Menschenkenntniß. Und was befähigt mehr zu politischer Wirkksamkeit als Menschenkenntniß und taktische Geschicklichkeit? Ich bin auch der Ansicht, daß eine solche politische Thätigkeit inaktiver Offiziere von Nutzen sein könnte; aber ich glaube nicht, daß die Sache so einfach liegt; Gahlen meint, der inaktive Offizier brauche nur seine falsch verstandene Loyalität abzulegen, um mit Erfolg in das politische Leben eintreten zu können, und seine logische Ableitung dieser Behauptung ist formal nicht zu bestreiten. Wer aber weiß, wie unendlich schwer es dem verabschiedeten Armeeeoffizier im Durchschnitt schon wird, sich in eine sogenannte bürgerliche Beschäftigung oder einen anderen Beruf zu gewöhnen, kann auch sehen, daß die lange militärische Bildung von Geist und Charakter neben dem Fördernden auch vieles — wie ich glaube: mehr — Hemmende für eine freie politische Auffassung und Thätigkeit hervorbringt. Wenn ein abnorm begabter Offizier sich in alle Sättel gerecht zeigt, so ist Das kein Beweis; und außerdem treten gerade diese Leute im Allgemeinen nicht in noch rüstigem Alter in den Ruhestand. Versucht aber der inaktive Offizier, sich auf irgend eine Weise politisch zu betheiligen, so versällt er, so weit ich die heutigen Verhältnisse übersehen kann, rettungslos einer — meist einer extremen — Partei; oft der äußersten Rechten, manchmal dem Centrum und nicht selten den Freimüthigen oder Sozialdemokraten. Dann ist er nicht mehr frei und muß in das Horn der Partei stoßen; oder er wird nicht oder nicht wieder gewählt. Gewiß: man kann sich auch außerhalb der

Parlamente bethätigen, aber auch da wird meist für den schriftstellernden Militär das Selbe gelten, wenn er Einfluß gewinnen will; er muß Konzessionen machen: und dann ist er nicht der objektive militärisch-politische Sachverständige, den Guhlen will. Dieser muß eben „wild“ sein; und als Wilder wird er politisch nur mitzählen, wenn er sich weit über das durchschnittliche Niveau eines „begabten“ Menschen erhebt. So würde Graf Haeseler ohne Zweifel politisch eine Rolle spielen, wenn er wollte; mit solchem Maß dürfen wir aber nicht messen. Auch der verstorbene König, der einen außergewöhnlichen Einfluß besaß und aufrichtig war, mußte Konzessionen nach rechts und nach links machen, litt schwer unter dem Kampf gegen den Generalstab, obgleich er ein unabhängiger Charakter war, und streifte manchmal hart an Renegatenthum. Dacin liegt aber ein höchst beachtenswerthes Moment. Der Offizier ist so erzogen, daß er seelisch leidet — die Mehrzahl jedenfalls —, wenn er von Seiten angegriffen, mißverstanden und schlecht behandelt wird, die ihm bisher über aller Kritik standen und die höchste Instanz für Alles bildeten. Der Politiker muß aber pachyderm sein. Guhlen zeigt in seinem Buch löbliche Unabhängigkeit des Urtheils; er schreibt aber nicht unter seinem Namen, sondern bedient sich eines Pseudonymes. Glaubt er nicht, daß seine Gedanken und Urtheile viel mehr Eindruck machen würden, wenn er seinen Namen und seine Charge darauf geschrieben hätte?

Quittirt der Offizier mit einer zur Existenz unzulänglichen Pension den Dienst, so denkt er mit Recht und Nothwendigkeit lediglich an den Broterwerb; treibt er dann Politik, so treibt er sie für seine Interessen, wie die Andern auch. Ist er bemittelt, so wird er meist sich zu der Partei schlagen, der er durch Herkunft, Verwandtschaft oder Heirath nah steht; und wird er in höheren Jahren auskömmlich pensionirt, so ist er fast immer aufgebraucht und der Ruhe bedürftig. Guhlen wendet sich in vortrefflichen Sätzen gegen die Unrast in dem heutigen Dienstbetriebe der Armee. Er bezweifelt, daß die Nerven der jetzigen jüngeren Jahrgänge ausreichen werden, um sie kriegsbrauchbare Heerführer werden zu lassen, und sagt, der Offizier werde so lange gehehrt, bis er „thatsächlich verbraucht“ ist. Man braucht nicht weit zu gehen, um das Selbe aus dem Munde aktiver Offiziere zu hören, und es ist nicht übertrieben, sondern sicher richtig, wenn Guhlen sagt, daß von den Offizieren, die die dienstliche Schule der letzten fünfzehn Jahre durchlaufen haben, nicht zehn von hundert in der Nacht vor der Berührung mit dem Feinde schlafen, geschweige denn fest schlafen werden. „Und zu den Neunzig vom Hundert wird auch die Mehrheit der Kommandirenden Generale gehören. Vermessen wäre es, zu behaupten, daß wir in dem Lockstärmen auf die Nerven unserer Offiziere es mit einem wohlüberdachten System zu thun haben. Man folgt nur dem dunklen Drang, die Armee vor dem Ein-

schlafen zu bewahren. Hat sie aber seit dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms des Ersten einschlafen wollen? Nie und nimmermehr!“ Im Interesse der von ihm vertretenen Sache bedauere ich hier noch einmal, daß der Verfasser ein Pseudonym gewählt hat.

Er vermißt die Ausbildung für den Krieg und rechnet dazu richtig auch die dauernde Sorge, Offiziere und Unteroffiziere nicht nöthig zu ruiniren, nicht geistig zu viele Anforderungen an sie zu stellen. „Unaufhörlich wird die Trommel zum Parademarsch gerührt.“ Die Behauptung des Verfassers, daß die Schießfertigkeit des Einzelnen heute eine weit geringere Bedeutung habe, dürfte wohl von Vielen bestritten werden; ich kann mir darüber kein Urtheil gestatten. Recht hat er aber, wenn er die Auszeichnungen und Prämien für gutes Schießen „ganz bedenkliche Mittel“ nennt; deren Rehrseite bildet nämlich der deutliche Wink, daß es mit der Karriere aus ist, wenn nicht ein bestimmter Grad der Schießfertigkeit erreicht wird. Es ist nicht die daraus erwachsende widrige Streberei allein, sondern die Verführung für den „sittlich schwächeren Offizier“, durch unerlaubte Mittel die Minderleistung wieder auszugleichen.

Ueber die Kaisermanöver spricht Gahlen, wie die Mehrzahl der Sachverständigen, höchst abfällig. Ich vermag Das im Einzelnen auch nicht zu beurtheilen, wohl aber leuchtet mir ein, daß der ungeheure Pferdeverbrauch bei den Massenkavallerieangriffen sehr zum Schaden der Kriegsbereitschaft des Heeres ist. Bei diesen Attaquen oder der Vorbereitung zur eigentlichen Attaque sind acht bis zehn Kilometer im Galopp zurückgelegt worden; und Gahlen behauptet, davon würden die meisten Pferde erst nach Jahren sich bei peinlichster Pflege „einigermaßen“ erholen können. Das ist wohl die bedenklichste Seite der großen Kavallerieangriffe; denn unser Pferde reichthum ist bekanntlich recht gering. Wenn kurz nach einem solchen Manöver ein ernsthafter Generalmarsch geblasen wird, was schließlich ein Vierteljahr vorher Niemand wissen kann, so ist der Ausfall an leistungsfähigem Material doch recht beträchtlich. Ein „Eingeweihter“ hat dem Verfasser gesagt: „Das dürfen Sie doch unserem Generalstab nicht anthun, daß Sie ihn nach den ‚phantastischen‘ Kaisermanövern beurtheilen!“

In das selbe Gebiet gehört die „Trainirung“ der Mannschaften für den Krieg, die, nach Gahlen's Behauptung, durch große Anstrengungen bei starker Hitze übertrieben wird. Zur „Trainirung“ dürfen die Uebungen selbstverständlich nicht ausarten, denn der Reservist oder Landwehrmann muß später doch untrainirt ins Feld ziehen und Trainirungen pflegen auch der Gesundheit schädlich zu sein; bekanntlich bekommt ein großer Prozentsatz der aus ausgesucht kräftigen Leuten zusammengesetzten italienischen Bersagliertuppe später die Lungenschwindsucht.

Ich kann nicht auf alle Einzelheiten des bei geringem Umfang sehr inhaltreichen Buches eingehen. Das Ergebnis all dieser Betrachtungen ist, daß Massen von Menschen und Nervenkraft verbraucht werden, die für den Krieg erhalten bleiben müßten, daß eine kurzfristige *novarum rerum cupido* den Blick auf das Ganze verloren gehen läßt und das Außerliche einen immer breiteren Raum zu fordern beginnt. „Von oben“, meint Gahlen richtig, könnte leicht sehr viel gethan werden; doch bleibt ein Rest, — und der hängt an der zweijährigen Dienstzeit. Man spricht, wie es scheint, nicht gern von der Möglichkeit einer Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit, aber ich meine: wenn die zweijährige Dienstzeit nicht genügt, wenn sie die Offiziere und Unteroffiziere ruiniert — von der Ausbildung der Leute gar nicht zu sprechen —, so steht doch zu viel auf dem Spiel. Daß es aber so ist, sagt nicht nur der Verfasser dieses Buches; ich habe noch von je' em Offizier, welcher Charge er auch war, das Selbe gehört. Man tröstet sich wohl damit: bei den Anderen ist es noch schlimmer. Damit wird zugegeben, daß wir rutschen, aber andere Nationen schneller; doch für das Tempo kann Niemand einsehen. Wer nicht völliger Phantast ist oder nicht glaubt, bei einem unglücklichen Kriege nichts zu verlieren, muß ein innerlich intaktes, auf höchster Stufe stehendes Heeres verlangen; ist dazu die dreijährige Dienstzeit erforderlich, so ist sie auch einen Konflikt werth. Aber „zu den Gepflogenheiten unserer Regirenden seit Bismarcks Entlassung gehört auch der Verzicht auf jegliche Initiative.“ Wer will Gahlen hier widersprechen?

Wenn Gahlen trotzdem von „Militarismus“ spricht und dessen Existenz beklagt, so versteht er darunter etwas Anderes als der „Vorwärts“ und die „Vossische Zeitung“. In einem Kapitel „Staatsbürger und Reserveoffizier“ sagt er, „daß der Militarismus in Gestalt des Reserveoffiziers die Verfassung fast aus den Angeln gehoben hat,“ und meint damit, daß von der Institution des Reserveoffiziers zum großen Theil die Passivität der „Gebildeten“ in politischer Beziehung und ihre stete wortlose Unterwürfigkeit gegenüber allen Handlungen der Regierung herstamme. Sehnsüchtig blickt er auf die Konfliktjahre zurück, wo im Parlament „handfeste, begeisterte, mit Autorität, wie sie nur Bildung zu verleihen mag, ausgestattete Männer“ vorhanden waren, „die den Teufel nach der Regierung fragten“. Da der Verfasser über seine militärische Positivität keinen Zweifel läßt, scheint mir gerade dieser Vergleich nicht besonders glücklich gewählt. Die gepriesenen Männer haben das ungewollte Verdienst, Bismarck auf den richtigen Platz gebracht zu haben; aber politischen Blick kann man ihnen wohl kaum nachsagen, zumal nicht in Dingen, die das Heer angingen; und von denen handelt doch das Buch. Wenn Gahlen aber glaubt, daß die kurzen Perioden aktiver Dienstleistung dem Reserveoffizier die politische Indifferenz des aktiven Corps ein-

impfen: wie kann er dann für möglich halten, daß ein inaktiver Offizier, der auf eine Jahrzehnte lange Dienstzeit zurückblickt, zum selbständigen, aufrechten Politiker zu werden vermag? Ich halte die Institution des Reserveoffiziers an sich nicht für politisch paralyisierend. Die politische Gesinnungslosigkeit und der Hygantinismus sind heute allgemein; warum soll der Reserveoffizier von ihnen frei sein? Daß der Reserveoffizier ein Typus und als solcher nicht immer sympathisch geworden ist, lag ursprünglich nicht in seinem Wesen; ein anderes Moment, das wir abstrakt den Zug der Zeit nennen können, gewinnt immer größere Geltung. Nicht nur in der Armee wird „unaufhörlieh die Trommel zum Parademarsch gerührt“, sondern nicht minder im sogenannten bürgerlichen Leben unter allen möglichen Formen, ob es nun Bürgermeister, Beamte, Industrielle und „Königliche Kaufleute“ sind; der Unterschied besteht nur darin, daß all diese Stände und Klassen aus eigener Initiative die Trommel rühren. Wenn der Parademarsch hier zu diesem Vergleich Anlaß gab, so thut man ihm Unrecht, denn er ist nichts Unmoralisches, sondern allerhöchstens etwas Ueberflüssiges und Kostspieliges. Ich meine aber: ist es wunderbar, daß nach Anerkennung und Auszeichnung lästern Menschen nicht nur Uniform und Titel des Reserveoffiziers anstreben, sondern Beides ihnen später eine „Schupsfarbe“ wird, um weitere „hohe Ziele“ zu erreichen? Hier haben wir ein klassisches Beispiel von mimicry. Würde der sogenannte Zug der Zeit ein anderer, wie es ja doch ab und zu vorkommen soll; so wird auch der Offizier des Beurlaubtenstandes Politik treiben und auch seiner Ueberzeugung gemäß opponiren können, ohne Uniform und Titel zu verlieren. Daß ein Reserveoffizier sich der Armee gegenüber nicht grundsätzlich negativ verhalten kann, ist selbstverständlich. Die Nachahmung von Gebräuchen und Anschauungen aktiver Offiziere und das Gefühl, im Besitz der Uniform — roh ausgedrückt — als Geschlechtswesen höher zu stehen als der Civilträger, machen sich doch nur in jüngeren Jahren geltend, wo selten schon an politische Thätigkeit gedacht wird. Fühlt sich aber in reiferem Alter Jemand dadurch gebunden, so ist er wirklich nichts Anderes werth. Nicht also die „Institution des Reserveoffiziers“ scheint mir die politische Thätigkeit des „Volkes“ zu lähmen, sondern dieses „Volk“ ist politisch so indifferent, so auf bluss und show jeglicher Art gerichtet, außerdem, wie Guhlen an einer anderen Stelle sagt, so ganz in Anspruch genommen durch die „Jagd nach dem Nickel“, daß die Infektion des Reserveoffizierkontingentes nicht verwunderlich ist.

Die Kategorie von Offizieren des Beurlaubtenstandes — ich halte Das für sehr bemerkenswerth —, die als solche politisch gesinnungslos sind, rekrutirt sich aber wohl meistens aus den Klassen, die Guhlen auch ungeeignet für den Ersatz des aktiven Offiziercorps findet. Er sieht das deutsche

Offiziercorps „auf dem Wege nach Capua“; also die berühmte Luxusfrage, die ich im Großen und Ganzen verneine. Meiner Ansicht nach sind die Begriffe „übermäßiger Aufwand“ von dem rein persönlichen Luxus scharf zu trennen. Auch kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er sagt, daß der bemittelte Offizier so ipso seine Pflicht leichter nehme als der unbemittelte, und glaube im Gegentheil, daß es für den Dienst sehr oft von Vortheil ist, wenn der Offizier nicht lediglich auf seine Gage angewiesen ist, nicht das Gespenst einer karglichen Pension stets vor Augen hat. Er wird in dubio mehr Rückgrat zeigen als der gänzlich Unbemittelte und nicht so leicht gefinnungsloser Streberei verfallen. Wenn Wohlhabenheit der Grund für mangelhafte Pflichterfüllung und dienstliche Leistungen ist, so liegt der Grund tiefer, nämlich in der Qualität des Offiziervertrages. Junge Leute aus „reichem Hause“, die Offizier werden, um dem sogenannten ersten Stande anzugehören, um den Glanz ihrer „aufstrebenden“ Familie zu erhöhen und ihre eigene Persönlichkeit durch die Uniform zu äußerer Geltung zu bringen, sind ohne Zweifel für den Dienst noch weniger werth als arme Jungen, die aus den selben Gründen eintreten; denn diese jungen Herren wirken wenigstens nicht so demoralisirend. Sie müssen sich anpassen und lassen sich erziehen, während die Wohlhabenden mit dem Klang ihrer Dukaten den Ton angeben wollen. Daß aber die Wohlhabenheit die Leistungen eines Offiziers beeinträchtigen sollte, der seinem Beruf innerlich angehört, glaube ich nicht; eben so wenig, daß die „Flasche Wein“ und „das Kaviarbrötchen“ an und für sich nach Capua führen. Das A und O aller Uebelstände und Reformen auf diesem und verwandten Gebieten ist der Offiziervertrag, dessen Qualität ständig zurückgeht. Will man ihn verbessern, so muß das Gehalt und die Pension erhöht und die Sicherheit der Laufbahn gegen frühzeitige Verabschiedung vergrößert werden. Dann wird es gelingen, die tüchtigen Elemente wieder heranzuziehen, die sich jetzt andere Berufe aussuchen müssen, und, was sehr wichtig ist, die alte Soldatenfamilie vor dem Aussterben zu bewahren, dem sie entgegengeht. Gutes Material muß durch Generationen gezüchtet werden. Das aber gestatten die heutigen Verhältnisse immer weniger.

Eine ganz besondere Bedeutung für den Weg nach Capua mißt Gahlen merkwürdiger Weise dem studentischen Bierkomment bei, dem der Offizier unterworfen sei, bis er es zum Stabsoffizier gebracht habe. Mir scheint: davon kann jeder tüchtige Kommandeur sein Offiziercorps befreien; sogar jeder einzelne Offizier sich selbst, wenn er nicht gern Bierjungen trinkt. Die Feststellung einer Tyrannie des Komment über alle Kasinomitglieder vom Fähnrich bis zum Compagnieführer wirkt einigermaßen komisch. Recht geben muß man dem Verfasser in der Verurtheilung der vielen offiziellen Festlichkeiten und sonstigen Veranstaltungen; aber sie zu vermindern, ist den höheren Vor-

gesehen leicht. „Rechtzeitige Hilfe kann nur von den entscheidenden Stellen kommen.“ Diese werden aber, füge ich hinzu, selbst immer repräsentativer. Bongrés, malgré; saure Feste, frohe Wochen! Das Repräsentative zeigt sich ja außerdem besonders schädlich in der modernen Uniformkrankheit, die beständig Neuerungen an Ueberröcken, Litewken, Feldbinden u. s. w. hervorbringt, wie auch neuerdings der General von der Holz mit Bedauern bestätigt hat. Die Zahl der verschiedenen Uniformstücke, die jeder Offizier besitzen und erneuern muß, hat sich während der letzten Jahre ins Ungeheure vermehrt. Das kostet viel mehr als Liebesmähler und Stiftungsfeste; das Liebesmahl ist übrigens wirklich mit Unrecht in den Ruf gekommen, den Gipfel der Schwelgerei zu bilden und der Schauplay der Orgien eines rückständigen und von Selbstüberhebung erfüllten Kastengeistes zu sein.

Den „Luzus in der Armee“ nachzuweisen, halte ich für unmöglich, abgesehen von vereinzelt Regimentern, die sich gerade innerhalb der Armee selbst keineswegs eines besonderen Rufes erfreuen. Ihre Offiziercorps sind lediglich zu Repräsentation da, als Statisten bei militärischen Schaustellungen, Empfängen und ähnlicher Kurzweil. Wenn man diese Offiziercorps ohne Truppentheile weiter glänzen ließe, so wäre es kein Schade für die Armee und für sie selbst. Wo aber sonst Luzus zu finden ist, wird er sehr häufig den Geldheirathen der Offiziere zuzuschreiben sein. Die Geldheirathen werden aber auch nur dann vermindert, wenn der Ersatz des Offiziercorps qualitativ besser wird, — und Das hängt eben vom Sold ab. Merkwürdiger Weise hat Gahlen das Thema der Geldheirathen ganz unbeachtet gelassen, auch in der Abhandlung „Regimentsdamen“, wo er den Fall Löhning zum Ausgangspunkt nimmt. Ich bin da vollkommen seiner Ansicht, wenn er für die Offiziersfrau gesellschaftliche Bildung und gute Formen verlangt und wünscht, daß die Sphäre ihrer Eltern und Verwandten sich mit denen des Offiziers berühre; aber so einfach erledigt sich auch diese Frage nicht. Wenn die Durchschnittsqualität des Offiziercorps sinkt — und sie sinkt wirklich —, so ist der hochgepriesene Heirathskonsens auch machtlos; zumal bei der Geldheirath war es beinahe immer. Feine Unterschiede werden zwischen der Tochter eines Kaufmannes und eines Kaufherrn gemacht und es soll vorgekommen sein, daß die Offiziersfrau in spe erst für würdig erklärt wurde, nachdem ihr Vater seinen offenen Laden zugemacht hatte und „verzogen“ war. Manchmal wird ein unbemitteltes Mädchen für nicht zur Offiziersfrau passend erachtet, während ein bemitteltes der selben Provenienz in „ihrem“ Regiment die erste Geige spielt. Wenn ein ehemaliger Feldwebel das Große Los zücht, ist es doch wohl recht zweifelhaft, ob ein Lieutenant, der die Tochter des Gewinners heirathen will, nicht später — vielleicht in einer anderen Garnison — den Konsens bekommt. Und warum auch nicht? Was heute an Frauen als Bil-

bung bezeichnet wird, ist ein sehr fragwürdiger Begriff; und daß die Töchter reich gewordener Parvenus die Früchte der „guten Kinderstube“ besser konserviren als die der wenig bemittelten gleichen Niveaus, darf bezweifelt werden. Sie sind vielleicht in Lausanne gewesen und können „über Alles sprechen“; damit ist aber auch zu Ende. Jeder bekommt schließlich die Frau, die er verdient, und je höher ein Offiziercorps steht, desto besser erzogen und gebildeter wird auch der „Damenflor des Regimentes“, wie der Freiherr von Gahlen sagt, sein. Wo wirklich Luxus im Regiment besteht, da ist beinahe immer die Ursache bei einer oder einigen reichen Frauen zu suchen, die ihrer Herkunft nach dem Offizierstand fern stehen; eine wenig bemittelte der selben Herkunft wird sich erziehen lassen. Die stramme Disziplin des „weiblichen Offiziercorps“ findet Gahlen richtig und nöthig; man kann darüber streiten, denn in großen Städten fehlt sie und in kleinen sind ihre Folgen wohl nicht immer die gewünschten. In der Marine besteht sie nicht annähernd in dem selben Maße und die Zustände haben noch nicht darunter gelitten. Ich glaube, mehr Freiheit würde das Niveau des „Damenflors“ nur heben, denn die Homogenität wird mitunter beängstigend; „in unserem Regiment hat man nie mehr als zwei Kinder.“

Was aber soll der unglückliche Lieutenant machen, wenn er unbemittelt ist? Er bekommt einen elenden Sold, weiß nicht, wie weit er es bringen wird, weiß aber bestimmt, daß er mit der Pension eines Lieutenants oder Oberlieutenants bequem verhungern kann. Die Talente zum Diogenes hat nicht Jeder. Der Mann in der Tonne war auch unkameradschaftlich und hielt zu wenig auf sein Neuhesd. Wer will sich wundern, daß die reiche Heirath der Lichtpunkt aller Zukunftsgedanken wird? Geistige Genüsse entschädigen nicht Jeden. Wenige nur werden ihrer theilhaftig — Dilse kaufte Prachtwerke — und Gahlen sagt mit Recht, daß der Stamm der Frontoffiziere „geistig genügsam“ sein müsse; es sei falsch, gerade dem Durchschnitt zu viel Gelegenheit zu ständiger geistiger Fortbildung zu geben. Das klingt hart, ist aber sehr richtig. Dann soll man aber — ich komme immer auf den selben Punkt zurück — den Frontoffizier, der höhere Stellen nicht erreicht, vor einem Hungerleben bewahren, wenn er als unbrauchbar weggejagt wird, oder einen anderen Modus der Verabschiedungen einführen. Der Bildungshunger der jüngeren Offiziere hat oft sehr reale Gründe; man will die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich ziehen, um es möglichst weit zu bringen, und es giebt auch Viele, die sich auf anderen Gebieten umthun, um nach der Verabschiedung nicht ganz rathlos zu sein. Beides schädigt den eigentlichen Frontdienst und nimmt die Lust dazu. Welche Anforderungen aber ein fünfzehnjähriger Frontdienst an den Mann stellt, davon machen sich die „bürgerlichen Kreise“ meist keine Vorstellung.

Ich bin der Ansicht, daß alle Kritiken, Ermahnungen, Ehrenerklärungen und Erlasse völlig nutzlos sind; das Einzige, was helfen kann, ist Geld; und zwar werden große Summen dafür nöthig sein. Das Bismarck'sche Pensiongesetz macht's nicht. Ich glaube eben so wenig wie der Freiherr von Gahlen, daß die Regierung zu wirklich einschneidenden Mitteln greifen wird. Auch wird die dreijährige Dienstzeit ein frommer Wunsch bleiben, obgleich die auf knapp zwei Jahre zusammengedrückte Ausbildung der Leute Offiziere und Unteroffiziere in einer Weise aufreibt, die nicht im Interesse der Wehrkraft ist. Ich glaube, daß Gahlen Recht hat, wenn er einen Theil der Mißhandlungen auf diese zu große nervöse Anspannung der Vorgesetzten schiebt.

Was Gahlen über das Militärgerichtswesen sagt, soll man selbst nachlesen; hier erwähne ich nur, daß er die Oeffentlichkeit des Verfahrens verwirft, aber auch den militärischen Gerichtshöhen und den militärischen Untersuchungsführer. Er irrt aber in dem Kapitel „Der Dolch des Zaren“. Die Seeladetten und Fähnriche zur See verdanken den Dolch nicht der 73iger Flottenparade, sondern tragen ihn schon seit dem Jahre 1889. Längst wurde er ihnen vom Kaiser wieder verliehen, nachdem seit — ich glaube — den siebenziger Jahren das Taschenmesser statt des Dolches eingeführt gewesen war. Die erste Abschaffung des Dolches war die Folge eines Streithandels in Kiel, wo ein Seeladett in der Nothwehr drei Leute erstach. Die russischen Seeoffiziere haben stets den Dolch getragen; bei der danziger Revue vor dem Zaren erhielten ihn die deutschen Seeoffiziere. Für sie hat er vor dem schweren, am übergeschnallten Koppel hängenden Säbel den großen Vorzug, daß er leicht ist und nicht die Röcke ruiniert. Eine für den Fähnrich passende Waffe ist der Dolch sicher nicht; denn wird er gebraucht, so ist eine lebensgefährliche Verletzung so gut wie sicher. Was Hüssener betrifft, so bin ich der selben Ansicht wie Gahlen und habe schon früher gesagt, der Fall zeige, daß die sozialen Grenzen für den Ersatz des Offiziercorps zu weit gezogen sind; ich füge aber hinzu, daß sie nach anderen Seiten zu eng gezogen sind. Den sogenannten ersten Gesellschaftsklassen braucht der Offizieraspirant durchaus nicht anzugehören; auch sie sind, wie Salomo sagte, „Roth und Wurm“; er muß aber unbedingt die Erziehung nachholen, die er nicht mitbringt, und es giebt kein weniger der Erziehung zugängliches Material als die Söhne reichgewordener Väter. Geht es weiter wie jetzt, so ziehen sich die besten Elemente immer mehr von der Offizierlaufbahn zurück. Da die Stellen aber besetzt werden müssen, gilt das Wort „Beel Swien maken den Drank dünn“. Soll der Drank dick, der Ersatz besser werden, — dann muß man eben endlich tief in die Tasche greifen.

Charlottenburg.

Graf Ernst zu Reventlow.

## Französische Karikaturisten.

Die französischen Karikaturisten der Gegenwart stehen in einem bestimmten Gegensatz zu den deutschen. Bei uns kommt alle Karikatur — man denke nur an die Simplicissimus-Zeichner — aus der Opposition, aus der Auflehnung gegen bestehende Verhältnisse; sie ist eine Waffe im Kampf der öffentlichen Meinungen, der politischen Ueberzeugungen, überhaupt der allgemeinen Lebensanschauungen geworden; kurz, unsere deutschen Karikaturisten sind Tendenzkarikaturisten. In Frankreich dagegen bedeutet die Karikatur mehr eine Entfernung von der Wirklichkeit und allem „Aktuellen“; auf jeden Fall bezeichnet es sie, daß sie mit Vorliebe ins Absonderliche und Wunderliche, wenn nicht gar ins Berrückte ausschweift; die französischen Karikaturisten sind so recht eigentlich Phantastekarikaturisten, weniger öffentliche Ankläger als kuriose Poeten. Der Unterschied ist erklärlich. In unserem jungen Reich mit seinem Ziel der großen deutschen Kultur gährt noch so Vieles; die endgiltige Ordnung der Dinge bereitet sich erst vor und der Kampf der Parteien fordert die Künstler von selbst auf, ihn mitzusehen. Frankreich dagegen hat im Grunde erreicht, was es seit der Großen Revolution wollte: es ist eine Republik geworden, in der ein Jeder frei der süßen Luft des Daseins leben darf; die alte hohe Kultur ist in den neuen Bestand der Dinge mit hinüber gerettet worden und das Land ist reich und schön wie immer. Ernstlich angefochten wird dabei die Basis, auf der dieser Zustand ruht, nicht mehr. Eben so wenig bewegen neue gewaltige Ideen, die der Ruhe gefährlich werden könnten... nationalistic-royalistische Gegnerschaft hat man, die manchmal Spektakel macht, und jetzt hat man ein religiöses Dilemma. Man hatte auch Boulanger, den Panama-Scandal, die Affaire Dreyfus. Aber das Alles schnitt noch nicht so tief ein, wühlte das Volk noch nicht so wild auf, daß ein wirklich starker Satiriker des Stiftes aus diesen Konflikten entstehen konnte. Der Effekt zeigt es ja: keiner kam. Für den Franzosen ist im Grunde eben jeder „Fall“ nur ein willkommenener Anlaß zu den Augenblicksensationen, die er nun einmal braucht. Nach dem Grade der Sensation werthet er dann den „Fall“; aber er läßt ihn sich nur an die Nerven gehen und nicht an die Seele. In seinem Innersten dürfte ihm ziemlich gleichgiltig sein, ob es sich nun um einen Kaiser, oder lediglich um eine Madame Humbert und eine falsche Tiara handelt. Man ist eben zufrieden im Lande, trotz Allem und Allem, sogar besonders zufrieden, wenn recht viel „passirt“: dieser erste Eindruck, den der Ausländer in Frankreich hat, faßt die Psychologie der ganzen Nation in sich; namentlich aber die des pariser Künstlers, dieses ewigen Weltfinders, dem Politisches und gar Religiöses nun schon überhaupt gleichgiltig sind.

So wäre für keinen Tendenzkarikaturisten in Frankreich einfach ein Mangel an Stoffen, die ihn zu einer wirklich leidenschaftlichen Stellungnahme aufheben könnten. Die Stoffe, die da sind, erregen vielleicht einmal für einen Augenblick sein persönliches Interesse, aber nie seinen künstlerischen Fanatismus, für den er dann mit seinem ganzen Leben und Schaffen einzutreten hätte. In Frankreich fehlt die gespannte Stimmung, die wir in Deutschland haben, wo auf allen Gebieten, vom Staatsleben bis tief hinab ins Familienleben, ein reaktionärer Geist mit dem modernen ständig sich reibt und einen Künstler, der einmal Partei ergriffen hat, so leicht nicht mehr losläßt, ihn vielmehr zwingt, sein Lebenswerk aus seiner Stellungnahme zu machen.

Dazu kommt, daß in Frankreich die eine Idee, die es dort natürlich auch giebt, die aber keine nationale, sondern eine internationale ist, die Idee von der Linderung der sozialen Noth, einen durchaus ernsten Zeichner gefunden hat: Steinlen. Er karikiert ja auch hin und wieder, aber seine Karikaturen sind nicht sehr charakteristisch; ihm geht der Sinn für den Humor ab, der auch im Elend stecken kann. Gut und dann wirklich groß ist Steinlen nur, wenn er das Elend realistisch schwer, verzweifelt und furchtbar nimmt. Dann ist er als Zeichner ganz, was in der zeitgenössischen Lyrik Jean Richepin ist und Aristide Bruant war: ein mächtiger, düsterer Sänger des Vierten Standes.

Von denen, die sich wenigstens bemühen, Tagesvorgänge komisch-tendenziös zu werthen, wären nur Forain und Caran d'Ache zu erwähnen, die Zeichner des „Figaro“ und des „Journal“. Namentlich Forain, ein Degaschüler, der die Prinzipien des japanistrenden Impressionismus auf die Karikatur zu übertragen sucht, ist ein gebiegener Künstler, während Caran d'Ache, der von Oberländer kommt und Oberländers Stil für seine Person modernisiert hat, sehr leicht oberflächlich wird. Eigentliche Größe fehlt Beiden; und an einen Vergleich mit unserem Thomas Theodor Heine, diesem Tendenzkarikaturisten von wahrhaft aristophanischem Geist, darf man nicht denken. Ganz interessant sind sie wohl, namentlich ist Forain in formaler Beziehung; doch nie zeigen sie einen Zug zu jener Monumentalität, den auch ein Karikaturist — gerade Heines Beispiel beweist es — haben kann. Wie es ihrem Publikum nun einmal unmöglich ist, die Stoffe, die das tägliche öffentliche Leben Frankreichs mit sich bringt, ernst und stark, scharf und grimmig zu empfinden, genau so ist es ihnen unmöglich, ihre Linie zu einer Stärke und Schärfe hinauszuführen, die bei uns der Simplizissimus-Zeichner dank der unerbittlichen Gegnerschaft erreicht hat, in der er und mit ihm sein Publikum zu Allem steht, was den deutschen Kulturgedanken feindlich ist.

Nicht der Kampf also, mit seiner Wehr und Gegenwehr, mit all seinem Haß, Born, Trox, ließ die französischen Karikaturisten von genialer Laune, die es neben diesen bloß technischen Begabungen giebt, ihre Linie

finden. Es war etwas Anderes. Das, was die französische Nation im Gegensatz zu der schweren, ersten deutschen beherrscht, was Paris, ja, man könnte fast sagen, was den Montmartre beherrscht: die unbedingte Lebenslust, die unbeirrbar Gemüthsruhe, die sich bis zum nackten Uebermuth und darüber hinaus noch zu Tollheit und Wahnsinn steigern kann, bis zum äffisch grinsenden Blödsinn, und die dann allerdings auch wohl einen Vergeschmack von Bitterniß und selbst von Verzweiflung haben kann; ich erinnere nur an den toten Toulouse-Lautrec. Im Allgemeinen sind zwei Gruppen zu unterscheiden: die graziosen und die grotesken Karikaturisten.

Das Wesen der Grazie bringt es schon mit sich, daß bei den Künstlern, die aus der ersten Gruppe in Betracht kommen, die Bewegung nicht allzu ausfahrend sein und nicht ins Maßlose schweifen wird. Das hat dann zur Folge, daß sie sich in ihren Blättern, ihren Bildern, Aquarellen und Plakaten sehr oft wider der einfachen Zeichnung nähern und gar nicht als Karikaturisten wirken. Trotzdem muß man sie in diesen Zusammenhang bringen, da ihre Zeichnung eine ist, die sich nicht, was reine Zeichnung immer muß, streng an die Umrissgesetze der Natur bindet, sondern willkürlich mit ihnen umzuspringen pflegt; abgesehen davon, daß diese Zeichner auf anderen Blättern wieder ganz bewußte Karikaturisten sind.

Man nehme Adolph Willette, den graziossten von Allen und zugleich den französischsten, so ohne jede Schwere und jeden wirklich harten Ernst stellt er sich dar; ein entzückender Künstler. Was aber ist er eigentlich? Ein Realist nicht; und auch einen Stilisten kann man ihn nicht nennen. In seinen schönsten Sachen ist er von einer Feinheit der Linie und, wenn er Farbe giebt, von einer Zartheit des Tones, daß man ihn schlechtweg als Lyriker empfinden und begreifen möchte. Eine eigentliche Nachwirkung hat er nie, auch dann nicht, wenn er sie will; nur reinste, hellste Freude wirken seine Blätter. Und doch bringt er mit dieser Linie und mit diesem Ton eine Komposition zu Stande, die von einer Verbiegung, Verwirrung, Verwischung der Wirklichkeit ist und sich in einer Weise von der Natur entfernt, wie es nur ein ganz extravaganter Künstler vermag. Ein Gefühlskarikaturist, könnte man sagen, ein herzlich Künstler ohne ständige Bissigkeit und fortwährende Vereitschaft zum Angriff, aber mit Esprit dafür und viel Sentiment. Willette hat auch spöttische, hat selbst höhnische, selbst grausame Züge; die aber geben doch nicht den eigentlichen Willette. Dessen Wesen bleibt nun einmal die Feinheit, wie in der Linie, so auch in der Empfindung. Und es ist für einen Karikaturisten ja auch nicht unbedingt nöthig, daß er immer gleich wahre Nonstra zusammenschweigt; es giebt auch Callots, die keine Nonstra sind: ich erinnere nur an seine bekannten Tänzerinnensfigürchen mit dem wilden und doch zugleich ebenmäßig gebändigten Tarantella-Tan.

Willettes Stil ist, um im Bilde der Tänze zu bleiben, eine Mischung von Cancan, Carmagnole und Menuett; von Moderne also, Revolution und Koloko. Es scheint, als fasse er noch einmal Alles zusammen, was sich von den Tagen der unbedingten Armuth in Lebensauffassung und Lebensführung erhalten hat, fasse es zusammen und bringe es dann auf die Ausgelassenheit, deren das französische Volk so recht eigentlich erst seit der Revolution fähig geworden ist. Dabei wird er aber nie müßig, sondern herrschend über den wirbeligen Cancanrhythmus seiner Kapriolen bleibt eben das Metrum des Menuetts: die Grazie. Die ist Willettes Leytes, wie sie sein Erstes ist; von ihr geht er aus, zu ihr kehrt er immer wieder zurück. Und nicht umsonst nimmt er sich zu seinem Helden mit einer solchen Vorliebe Pierrot, notre ami Pierrot, diesen armen, schwermüthigen Liebling des Koloko, dessen Rolle längst ausgespielt ist und zu dem die französische Sentimentalität dennoch immer wieder zurück will. Willette selbst freilich wird nicht eigentlich sentimental; seine Fröhlichkeit ist viel zu echt, frisch und blutwarm, als daß sie sich in Thränen auflösen könnte; und wenn er auch nie an die Tiefe des Lebens rührt, sondern immer nur lachend über seine Oberfläche hinspringt, so liebt er das Leben darum doch innig und stark. Das sieht man so recht, sobald er einmal Tragik in seine Stoffe bringt: es ist dann wirkliche Trauer, die er giebt, unchynisch durch und durch und nur so unsagbar verdüstert, so monoton und melancholisch, wie sie Pierrot beschrieben ist und wie sie sich dann allerdings jäh aufreißen kann an einer blutig-unseligen That. Nur selbstverständlich muß scheinen, was zum Schluß noch über Willette bemerkt sein mag, daß er in formaler Beziehung um den ganzen französischen Klassizismus und Impressionismus herum und, wenn überhaupt von einer älteren Kunst, so von der galanten Watteaus und der pikanten Fragonards herkommt.

Zu der Gruppe der grazios extraviganten Zeichner gehören außer Willette auch Léandre und Morin. Sie sind lange nicht so reich an Inhalt und auch in der Form nicht so geradezu meisterlich wie Willette, aber doch recht verschiedene Persönlichkeiten und Jeder in jeder Zeichnung auf den ersten Blick erkennbar. Von Morins Verhältnis zur eigentlichen Karikatur gilt Ähnliches wie von dem Willettes; auch Morin ist im Grunde ein grazioser Lyriker, nur geberdet er sich in den Extraviganzen, in die sein Lyrtismus überschlägt, noch bizarrer; und seine Linie ist denn auch entsprechend berber, kräftiger umrissen als die Willettes, aber auch immer noch zart und fein in der Haltung. Léandre ist dagegen mehr ein sentimentaler Lyriker und seine Linie die weichste oder doch die blasseste, hingewischteste von allen dreien; dabei kommt gerade er seltsamer Weise besonders oft als Karikaturist aus Abücht und arbeitet dann nicht nur mit einer Verdrehung der Konturen, sondern bewußt mit Vergrößerung der Dimensionen, giebt Riesennasen und Riesen-

stirnen; ein allerdings etwas billig gewordenes Karicirungsmittel. Pierrrot ist Beiden natürlich auch ein vertrauter Freund; doch kennt Morin auch Garsleskin genau, Pierrrots verderben Vetter.

Schließlich könnte man an diese Gruppe noch Chéret reihen. Er hat sie sogar eigentlich eingeleitet, als er sich einst durch seine grazile Verwendung des mondänen Froufrou und insbesondere des Variétéskostümes seinen fladernden Plafatsstil schuf; freilich nähert er sich damit thematisch auch der grotesken Gruppe. Heute ist des alt gewordenen Meisters Linie zwar noch höchst geschickt gemacht, aber er vermag nichts Neues mehr mit ihr zu sagen; immerhin sei sein Name genannt.

Einen deutlicheren Uebergang zu der grotesken Gruppe zeigt uns gleich ihr bester Mann: Jean Véber, die kurioseste und in all ihrer Kuriosität geschlossenste Erscheinung unter sämtlichen lebenden Karicaturisten Frankreichs. Auch er ist mit einem Theil seines Wesens noch Lyriker; aber sein Lyrismus unterscheidet sich von dem der Anderen, von dem Willems etwa, wie ein spulhaftes Nachtmärchen von einem sonnenhellen Schäferidyll: so gar nicht sentimental auch im guten Sinn, so rein phantastisch um des Phantastischen willen sind seine Zeichnungen und Bilder. Und außerdem ist er, über seinen Lyrismus hinweg, vor Allen ein wirklicher Humorist, der sogar, der heute in Frankreich die stärksten und dabei echtsten Lachwirkungen hat, solche, die nicht etwa nur die Galle reizen wollen, sondern wirklich das Zwerchfell erschüttern, — wenn auch Véber manchmal wiederum gar nicht so harmlos sein kann, sondern recht bitterer, böser Anwandlungen fähig ist. Er hat eben seine verschiedensten Seiten, wie man sehen wird.

Von seinem Lyrismus giebt sein bekanntestes Bild, die „Princesse“, die im Luxembourg hängt, den richtigsten Begriff. An einem wundervollen Sommerabend steht auf freiem Waldplatz ein allerliebstes Königskind, zart und schmal, in langem, schleifenden Staatsgewande, ein kleines Krönchen auf dem zierlichen Kopf: und verwundert schlägt es die feinen Händchen zusammen, denn vor ihm tummelt sich und drängt heran ein seltsam Volk von Gnomen, höchst erstaunt und höchst erfreut zugleich über den ungewohnten Anblick eines Menschenkindes, — und eines so schönen dazu. Das Werkchen sagt inhaltlich gewiß nicht viel und gar nichts Ernstes, Schweres; und ist doch so entzückend in seiner Märchenstimmung, so köstlich in der Pshyognomie der Zwerge. Die geben dabei die eigentliche Note des Künstlers. Fast alle seine Sachen haben etwas Koboldhaftes; fast immer sind seine Menschen, manchmal sogar seine Landschaften auf den Gnomentyp gebracht. Es giebt, zum Beispiel, ein Blatt von ihm, das einen Dorfplatz um Witternacht darstellt; da sind alle Häuser riesige Zwerggesichter, wie von mächtigen Erdmännchen, die ihren grauen, edigen Kopf aus dem Boden stecken: einem jungen

Mädchen, dem darob vor Schreck das Haar steil in die Höhe fliegt, erscheinen sie so um die Geisterstunde am Marktbrunnen. Und das Blatt wirkt auch gleich einem Alb, einem drückenden Traum; und ist doch nur ein drolliges Märchen. So rinuen auf solchen Blättern Böbers, die nicht mehr rein lyrisch sind, Weisheit und Humor, Romantik und Groteske zusammen.

Eigentlich französisch muthet solche Spuckkunst gewiß nicht an; und ich irre auch wohl nicht, wenn ich bei Böber irgend ein germanisches Abstammungsmoment voraussetze. Da sind Dinge, die im Komischen an E. T. A. Hoffmann erinnern; gerade das Koboldhafte, Rußnadermäßige der Figuren lockt zu dem Vergleich. Und wenn Böbers Phantastik einmal ins bewußt Tragische — und dann gleich ins Graulige, Grauenhafte — umschlägt, wird man an Rops erinnert, den Blumen. Freilich muß man bei diesem Vergleich einen Abzug machen, eben den des Französischen, Pariserischen, das Rops aber seinen echt germanischen Satanismus hinaus auch noch hat; man kann einfach sagen: den Abzug des Erotischen. Bei Böber, der ganz aseruell bleibt, steht dann dafür das Phantastische um des Phantastischen willen, von dem ich schon sprach, das Groteske als Selbstzweck. Einmal hat er auf einem Blatt ein nacktes Weib in einer echten Ropspose; das Weib treibt ein ungeheures Rad, in dem Rad aber wirbeln zahllose winzig kleine Männerkörperchen, zerbrechend, zerschmettert, hinausgeschleudert, daß es nur so knackt: und die Wirkung des Blattes kommt nicht von dem nackten Weib, das sogar technisch mäßig ist, sondern ausschließlich von den winzigen, an sich pudrigen und doch so grausam behandelten Figürchen. Rops hätte hier die dämonische Macht des Weibes in das Weib selbst verlegt. Böber dagegen geht nur die Wirkung dieser Macht an, die groteske Pointe, die ihm wieder Gelegenheit giebt, das Maß seiner litiputanischen Anschauung an Menschliches zu legen. Ernst nimmt er dieses Menschliche schon, nur nicht gleich mit dem ganzen Fanatismus eines satanischen Ernstes; in seiner pittoresken Laune, selbst wenn sie sich so brutal äußert, steckt vielmehr immer auch eine gewisse Bonhommie.

Man darf eben nicht vergessen: Böber ist Humorist, auch auf solchen Blättern noch. Er will seinen Ull mit den Menschen treiben, hier — Dingen gegenüber, in die ein Rops all seinen Haß und Hohn, seine ganze wilde Wuth geworfen hätte — einen etwas schauerlichen, abgründigen Ull, aber immerhin Ull. Deshalb vermöchte er seinen Gestalten auch gar nicht den Umriß des Grandiosen, vor lauter Laßivität Majestätischen zu geben, wie Rops es thun muß, sondern kann sich mit dem immer mehr komischen Umriß des Zierlichen, Kapriziösen begnügen. Was man nicht ganz ernst nimmt, sieht man nun einmal auch nicht ganz groß; und so steckt in Böbers Art, Ull zu treiben, nicht nur Methode, sondern auch Philosophie. Denn es ist ja nicht etwa ein bloßer Kniff, daß er Alles wie im Verkleinerungsglase, und noch dazu

in einem höhlspiegeligen, giebt; es ist kein technischer Tric, den er anwendet, um sich einen „Stil“ zu geben. Entscheidend ist der innere Blick für das Wesen der Welt, wie er diesem Menschen und Künstler aus Brughels Geschlecht mit ins Leben gegeben ward: es ist wirklich lachende Weisheit in seiner Art, tragikomisches Vergnügen am Dasein, das jeder echte Humorist hat und haben muß. Am Schlichtesten zeigt es sich natürlich auf den vielen Blättern Böbers, in denen nur dieser Humorist sein Poffenwesen treibt und der Lyriker und Phantast einmal ganz im Hintergrund bleibt, in denen Böber sich als Realist an das Leben macht, so wie es ist, und aus ihm nun seine Grotesken herauschneidet. All diese Wirklichkeitsgestalten, diese drolligen, stets mit ein Wischen Bosheit gesehenen Männlein und Weiblein, diese Geoatter Spießbürger, diese Knoten und Proleten, die er dann bringt: sie haben immer noch die kleine, dicke, wurstelige Wirkung des Koboldhastens. Und es ist, als ob er uns mit ihnen sagen wollte: „Seht! Die Menschen sind gar nicht so furchtbare Bestien, wie Ihr sie immer macht; niedliche Bestien sind manchmal, gewiß, aber im Allgemeinen doch nur liebe und harmlose, gemüthliche und sehr spaßige Thierchen; man braucht bloß die Augen ein Wenig zuzubräcken: und man sieht sie so klein, wie ich sie Euch zeige!“

Die übrigen französischen Karicaturisten von der grotesken Gruppe sind lange nicht so reich wie Böber. Aber es sind dafür in ihrer Einseitigkeit modernere, in formaler Beziehung vielleicht auch interessantere Künstler. In ihrer Technik ist immer Etwas, das Wege in die Zukunft zeigt und Werthe aufweist, die die Weiterentwicklung der zeichnerischen Technik überhaupt bedeuten, während ein Böber mehr Zusammenfasser alter Werthe ist, wenn auch in einem ganz persönlichen und ganz und gar keinem epigonenhaften Sinn. Eben deshalb vielleicht hat man es bei ihnen weniger mit Portennaturen zu thun als mit solchen Künstlern, von denen gelten mag, daß ihnen mehr ihre bewußte äußere Linienführung als ihre unbewußte innere Schweife den „Stil“ gegeben hat.

Will man eine Vorstellung von Joffot geben, der ein solcher Techniker aus „Stil“-Abicht ist, so muß man sagen, daß er den exocentric unter den französischen Karicaturisten vorstellt. Sein Prinzip heißt: Uebertreiben um jeden Preis! Und sein Mittel dazu: Vereinfachen um jeden Preis! Ein Gesicht ist bei Joffot nichts als ein ungeschlachter Kreis, die Konturen darin sind ein paar dicke Striche, das Auge ist ein glösender Punkt: wenige Linien und Tupsen müssen genügen; doch sind sie deshalb nicht maßlos mächtig heruntergeschmiert, wie man vielleicht vermuthen könnte, sondern im Gegentheil nach genauester Berechnung abgemessen, auf daß nur ja Alles charakteristisch zusammensetzt. Mit Joffots Farbe ist es dabei ähnlich wie mit seiner Linie: auch sie einfach und grell zugleich. Nur die Grundfarben scheint

er zu kennen, knalliges Roth, Blau, Gelb oder schlechtweg hartes Schwarz-Weiß; und er streicht sie hin in großen Flecken und Flächen, ohne Schattirung noch Uebergang, doch mit einer so konsequenten Disharmonie, daß man sie schon wieder als Harmonie empfindet, als Harmonie der Gegensätze. So entstehen Effekte von so ziemlich der buntesten Art, die man sich ausdenken kann. Meist gelingt es ihm dabei, eine scharfe, ägende, wenn auch ausdringlich wahre Psychologie hineinzulegen; all diese Gestalten und Gesichter seiner Bourgeois, seiner Beamten, Cocotten, Offiziere sind zwar ganz unglaubliche Zerrbilder, aber sie können schon glauben machen, daß die letzte, brutalste Wahrheit über die Vorbilder nur in so greller Manier ausgedrückt werden kann. Trotzdem ist Joffot nicht der neue große Physiognomiker Frankreichs geworden, wie man eine Weile hoffen durfte. Ihm fehlte doch eine gewisse seelische Feinheit, die mit dieser Gräßheit verbunden werden mußte: dann erst hätten seine Karikaturen einen Reiz bekommen, der ihre Wirkung nachhaltig machte und sie den Augenblick überdauern ließ. Joffot „wirkt“ sofort; aber man kennt ihn auch sofort und es giebt nichts Neues und immer wieder Neues an ihm zu entdecken. Außerdem fehlte ihm auch der nöthige Ernst; sein Blick drang nicht in das geheimnißvolle und ewig menschliche Innere seiner Vorbilder, sondern umspannte nur ihr Äußeres, seine Psychologie war doch mehr Physiologie; und er selbst nur ein Spasmmacher, der seine Purzelbäume nicht auf dem Boden der Zeit schlug, um der Zeit zu dienen, sondern über die Zeit weg und nur aus eigenwilliger Laune. Joffots Humor ist schon Humor, ein starker und wilder sogar, und er gehört auch ausschließlich nur ihm an; aber man hat die Empfindung, daß er mit diesem Humor im Grunde doch nur immer die selben Witz macht. Technisch ist seine Witz-Manie denn auch schon zu einer „Stil“-Manier geworden; er verwendet seinen „Stil“, weil er ihn nun einmal hat, und sucht ihn sich nicht auf jedem Blatt wieder neu zu erringen. Das schaltet dann auf die Dauer ganz von selbst die Variabilität der Erscheinung aus.

Bei Balloton heißt, ganz im Gegensatz zu Joffot, das Prinzip: Vereinfachen! Und das Mittel dazu: Uebertreiben! Richtiger: Verschärfen; und auch nicht „um jeden Preis“. Denn Balloton hat die Feinheit, die Joffot fehlt. Freilich sieht man sie nicht so sehr auf seinen Karikaturen. Der eigentliche Balloton, dessen Bedeutung in der seelischen Vertiefung der Schwarz-Weiß-Technik liegt, ist ja gar kein Karikaturist, sondern ein Charakteristiker, er gehört der ernstesten und nicht der lustigen Kunst an; die Karikaturen, die er in Witzblättern veröffentlicht, sind nur Gelegenheitsarbeiten. Deshalb sollte man über Balloton in diesem Zusammenhang vielleicht gar nicht sprechen? Man muß es. Denn Ballotons Linie, noch weit mehr als die Joffots, schon weil sie künstlicher ist, hat die unbedingte Modernität, die in die französische

Karikatur der Gegenwart erfolgreich noch nicht gekommen ist und die doch, wenn sie durch einen energischen Humoristen hineinkäme, das Ziel bedeuten würde, das heute noch erst zu erreichen ist. Dieses Ziel heißt: Auflösung des Impressionismus in einen fest geschlossenen Groteskstil. Willeton und Léber wollen es gar nicht und brauchen es für ihre Person auch gar nicht zu wollen. Forain, Joffot und Balloton wollen es, — doch Forain ist als Persönlichkeit zu indifferent, Joffot zu rüde und Balloton zu humorlos. Dennoch steht Balloton dem Ziel am Nächsten; auch von seinen ersten Blättern aus zeigt er einen Weg zu ihm und man kann wenigstens in technischer Beziehung schließen, wo die Lösung liegen würde: eben in der denkbarsten Vereinfachung und zugleich Verschärfung der Impression, wie er sie gefunden hat.

Doch vielleicht kann diese Lösung für das Karikaturistische — aus Gründen des Inhaltes, von denen ich anfangs gesprochen habe — gar nicht von Frankreich aus gefunden werden?

Paris.

Arthur Moeller-Brud.



## Alltagsfizzen.

### I. Die guten Freunde.

**G**ebte da einmal im Lande Nirgendwo ein armes Menschenkind, das weder Glück noch Stern hatte. Es war ein Künstler, dies arme Menschenkind, und hatte eine feine, stolze, scheue Künstlerseele. Natürlich keinen Erfolg; wenigstens keinen klingenden. Und wie heiß der arme Künstler auch kämpfte, wie ehrlich und unverdrossen er auch bestrebt war, sich emporzurängen: die Noth des Lebens war nicht zu verjagen und er blieb arm und schwerbeladen, wie er es immer gewesen.

Dennoch hatte er Freunde, die an ihn glaubten und ihm eine große Zukunft prophezeiten. Aber sie thaten es in aller Stille, sozusagen unter vier Augen. Wenn er totgeschwiegen, zurückgesetzt, übergangen oder empörend ungerecht behandelt wurde, ärgerten sie sich sehr. Doch Keinem fiel es jemals ein die Hand für ihn zu rühren, sich offen und vor aller Welt zu ihm zu bekennen und sich, feinetwegen, mit irgend einem Menschen zu verfeinden. Der Eine sagte wohl bedauernd: „Er hat kein Glück!“ Der Andere meinte achselzuckend: „Er ist weltunklug und unpraktisch, verdirbt es mit den Leuten, die ihm nützen könnten, und kommt darum nicht vorwärts.“ Der Dritte: „Er ist zu ehrlich“. Der Vierte und Fünfte sagte etwas Anderes. Aber Alle meinten es sehr gut mit ihm; denn Alle waren ja seine Freunde.

Als Jahr um Jahr verging und das Kreuz, das des Künstlers Schultern

drückte, nicht leichter wurde, begann des Ringenden Kraft und Muth allmählich abzunehmen. Seine Arbeitsfreudigkeit erlahmte, das Schaffen fiel ihm schwer und schwerer und er sah ein, daß ihm Hilfe werden müsse, wenn er nicht zu Grunde gehen wollte. Aber wo Hilfe suchen? Und von wem sie erwarten?

Er wußte es nicht.

Doch er besaß ja seine guten Freunde, die es immer so treu mit ihm gemeint hatten. Und so ging er zu ihnen und klagte ihnen seine Noth: „Meine Nervenkraft ist verbraucht. Ich kann nicht mehr arbeiten.“

Einer der guten Freunde, ein Satter und Dicker, brach das ihm peinliche Gespräch sofort hastig ab. Dieser Satte, der, warm und weich gebettet, in behaglichen Verhältnissen saß, wollte und konnte nicht klagen hören. Er fand es so unmannlich. Der Künstler ließ denn auch den Gegenstand rasch fallen und redete mit dem Satten vom Wetter. Andere Freunde riefen ihm eifrig zu irgend einer Kur. Der empfahl ihm Seebäder, Jener das Hochgebirge. Einer meinte, eine Kaltwasserkur müsse ihm vortrefflich bekommen. Ein Viertes schlug eine Reise vor: Paris oder Neapel; sehr zerstreuend und wohlthuend für müde Nerven. Kein Einziger fragte ihn, ob er auch das nöthige Geld zu all diesen angenehmen Dingen habe. Und der Künstler hatte kein Geld.

Es gab einen Freund, den er ganz besonders liebte. Mit Dem wäre er gern zusammen gewesen; nach Dem sehnte sich seine feine und einsame Seele, wie sich der Durstende nach Wasser sehnt. Der geliebte Freund wohnte in einer anderen Stadt. Sie hätten einander trotzdem manchmal sehen können, wenn der ferne Freund liebevoller gewesen wäre. Doch er war bequem und brach te kein Opfer. Er ließ sich lieben und gab wenig dafür. Der Künstler mit seiner schenen und stolzen Seele konnte sich niemals entschließen, in den Freund zu dringen, er möge zu ihm kommen. Nur in halben Worten sprach er seine Sehnsucht aus. Die Liebe hätte verstanden. Doch da hier die Liebe fehlte, verstand man ihn nicht. Wollte vielleicht nicht verstehen. Der Freund hat ihn, sich aufzuraffen, zu reisen, Kuren zu gebrauchen, — was die Anderen ihm anempfohlen hatten. Ueberhaupt: Einer überließ es im Grunde dem Anderen, sich seiner anzunehmen. Er hatte ja Freunde! Und so viel Kraft! Hatte ja so viel ertragen, ohne zusammenzubrechen! Solche Menschen raffen sich immer wieder auf.<sup>2</sup>

Wirklich? Immer wieder?... Der Künstler gab seinen Freunden eine kurze und bündige Antwort auf diese Frage. Eines Tages kam ihnen die eben so überraschende wie betrübliche Kunde, daß ihr begabter Freund sich erschossen habe. Sie trauerten sehr und verwunderten sich sehr und fragten ganz verzweifelt: „Warum hat er denn nichts gesagt? Warum uns seine Noth nicht anvertraut? Wir hätten ihm ja so gern geholfen!“ Und der ferne, der geliebte Freund schrieb, daß er furchtbar erschüttert sei und in Folge der Aufregung außer Stande, dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Denn er habe den Toten geliebt und sei eben im Begriff gewesen, zu ihm zu reisen. . .

Warum hatte der unkluge Mann auch nicht noch ein Bißchen gewartet? Alle hätten ihm geholfen und der geliebte Freund wäre am Ende auch gekommen. Wenn Einer tot ist, erfährt man erst, was für opferwillige Freunde er besaß und wie gut es Alle mit ihm gemeint haben. Schade, daß man dem Toten nicht mehr sagen kann.

## II. Das Glück.

Es war einmal ein Mägdelein, das weder Vater noch Mutter gekannt hatte und bei Verwandten das Gnadenbrot zu essen bekam. Und dieses Brot schmeckte bitter und versalzen. Das Mädchen mußte harte Mägdebienste verrichten, arbeitete vom Morgen bis zum Abend und erhielt keinen Lohn dafür. Es diente ja bei Verwandten. Die bezahlten nicht gern; ja, sie fordern noch Dankbarkeit dafür, daß man ihnen dienen darf, und erzählen Allen, die es hören oder auch nicht hören wollen, wie gut sie seien und wie mildthätig: denn sie hätten eine arme Waise aus Barmherzigkeit in ihr Haus genommen. Daß die arme Waise ihnen eine Magd ersetzt und obendrein keinen Lohn dafür kriegt, verschweigen sie.

Das arme Mägdelein arbeitete, aß das bittere Gnadenbrot und war sehr traurig. Daß es nicht schön war, mußte es endlich wissen: die Verwandten sagten es oft genug und das Spiegeltchen sagte es auch. Daß es arm war, wußte es auch. Und daß es ein heißes, unruhiges Herz hatte, fühlte es, wenn es die Hand auf die pochende Stelle legte und wahrnahm, wie ungestüm da Etwas schlug. Die junge Waise kam sich sehr elend vor mit ihrem unschönen Gesicht, ihrer Armuth, ihrem heißen Herzen und dem Gnadenbrot im Haus der Verwandten. Sie hörte so viel vom Glück sprechen. Alles suchte das Glück; und Manche behaupteten, es zu kennen oder doch gekannt zu haben. Und diese Menschen hatten strahlende Augen und waren gut. Das heiße Herz der armen Waise begann, sich nach dem holden Unbekannten zu sehnen, das so froh machte und so gut. Wo war das Glück zu finden? Wie sah es aus?... Sie wußte es nicht. Und so begann sie, auf das Glück zu warten, mit heißem, verlangendem Herzen, Tag vor Tag. Doch das Glück wollte nicht zu ihr kommen.

Da beschloß sie, auszugehen und das Glück zu suchen. Jrgendwo mußte es ja zu finden sein. Heimlich entwich sie dem Hause der Verwandten und lief in die weite Welt hinaus und suchte nach dem Glück. Sie wanderte hin und her, sie diente bei fremden Leuten und zog wieder weiter, weil nirgends das Glück zu finden war. Jeden Vorübergehenden hielt sie an und fragte ihn nach dem Glück. Doch Keiner wußte ihr genaue Auskunft zu geben. Die es gefunden hatten, hüteten sich, ihr zu verrathen, wo und wie es zu finden sei: sie wollten es ungeschmälert für sich behalten und nichts von ihrem Glücke an eine Fremde abgeben. Andere wieder sagten, daß sie das Glück so wenig kennen wie die Fragerin: es sei ihnen noch niemals begegnet. Wieder Andere meinten, es sei soeben vorbeigekommen: wenn sie ihn hartig nachlaufe, werde sie es vielleicht einholen. Und dann lief sie, so schnell sie konnte, bis ihre Füße wund waren und ihr Athem stockte. Doch das Glück eilte immer noch schneller und sie holte es niemals ein. Meist aber traf es sich, daß sie zu spät oder zu früh kam. Das Glück war entweder längst wieder fortgezogen oder noch gar nicht dagewesen. Sie stieß auf Menschen, die ein wieder verlorenes Glück beklagten, oder auf Solche, die des Glückes harreten, wie sie. Und auf Andere endlich, die, müde geworden, trüb lächelten und ihr sagten, daß sie längst nicht mehr auf das Glück warteten.

Ihr Herz aber war und blieb heiß und wollte nichts von Ergebung wissen. Und so fuhr sie hartnäckig fort, nach dem Glück zu suchen und zu rufen. Auf der rastlosen Jagd merkte sie nicht, daß ihre Kräfte abnahmen, daß die Jugend sie verlassen hatte, daß ihr Haar grau geworden war. Sie wanderte

weiter, immer weiter. Und suchte das Glück, das für sie unerreichbar war und unerreichbar blieb.

Endlich führte ihr unstopfendes Wandern sie an den Ort zurück, von dem sie einst ausgezogen war, um das Glück zu suchen. Sie fühlte sich so ermattet und zerbrochen, daß sie am Hause der Verwandten nicht vorüberging, sondern anpochte und jaghaft — wie es sich für Schiffsbrüchige ziemt — Einlaß begehrte. Der müden Pilgerin wurde unwillig geöffnet und man führte sie vor die Frau des Hauses, die, umringt von ihren Kindern, in einem reichlich und behaglich ausgestatteten Gemach saß. Die beiden Frauen erkannten einander nicht. Endlich nannte die arme Pilgerin ihren Namen. Da stand die schöne Frau auf und reichte ihr die Hand. „Ich bin Deine Base Agathe“, sagte sie. „Wie grau und verhärrt Du geworden bist! Und bist doch nicht älter als ich.“

Die Pilgerin schwieg.

Oheim und Tante, die ihr einst das salzige Gnadenbrot zu essen gegeben hatten, waren längst gestorben. Aus deren einzigem Kinde, ihrer Nichte Agathe, die sie als junges Mädchen verlassen hatte, war eine Hausfrau und Mutter geworden; und sie sah sie nach langen Jahren wieder als schöne und blühende Frau, im Kreise ihrer schönen und blühenden Kinder.

„Wo warst Du all die Zeit?“ fragte Frau Agathe.

„Ich bin umhergewandert und habe das Glück gesucht.“

In Frau Agathes Augen blipte es spöttlich auf. „Und hast Du es gefunden?“ Auch die Kinder drängten sich herzu und lächelten so spöttlich, wie sie ihre Mutter lächeln sahen.

„Nein“, gestand die arme Verwandte traurig und beschämt. „Ich habe gesucht und gesucht . . . und bin heute müde und alt. Vergönne der Müden einen schmalen Platz an Deinem Herd. Ich werde Dir nicht lästig fallen. Du wirst mich kaum hören. Und arbeiten kann ich auch heute noch. Sage mich nicht fort!“

Frau Agathe befaß sich ein Weilschen. Dann sagte sie ziemlich kalt: „Man kann es ja noch einmal mit Dir versuchen, obwohl Du Dich gegen meine Eltern undankbar gezeigt hast. Was für ein Einfall, in die weite Welt zu laufen, um das Glück zu suchen!“

„Hast Du es gefunden?“ fragte die Arme mit neidvoller Hast.

„Ja. Ich war und bin ein glücklicher Mensch.“

„Und was hast Du gethan, um das Glück zu finden?“

„Gethan? Nichts! Das Glück, meine Gute, ist wie ein Weib, das sich nur Dem giebt, den es sich freiwillig erwählt. Ich habe es nicht gesucht. Es ist von selbst gekommen.“

Die Pilgerin senkte das graue Haupt. Also: von selbst mußte es kommen; und sie hatte ihm eben nicht gefallen; zu ihr hatte es eben nicht kommen wollen.

„Ich suche Dich nie wieder“, dachte sie.

Und sie blieb im Hause ihrer Base und oh, wie einst in ihrer Jugendzeit, bis an ihr Ende das salzige Gnadenbrot, das die reiche Verwandte ihr ohne Liebe bot.

Wien.

Emil Marriot.



## Anzeigen.

**Studien über die Natur des Menschen.** Eine optimistische Philosophie von Elias Metchnikow, Professor am Institut Pasteur. Mit Abbildungen. Veit & Co. in Leipzig, 1904.

Der Professor Ostwald führt das Buch mit den folgenden Sätzen ein:

Durch die Geschichte der Menschheit zieht sich fast unbemerkt, aber in seinem stillen Fortschritt unwiderstehlich, ein Vorgang, den man als die Eroberung aller Gebiete des menschlichen Handelns, Denkens und Fühlens durch die Wissenschaft bezeichnen kann. Wo früher der Zauberer den Dämon der Krankheit beschwor, waltet heute der wissenschaftlich geschulte Arzt; die Siebenmeilenstiefel und das Wunschhütlein des deutschen Märchens werden durch die wissenschaftlich gesteigerte Technik verwirklicht und die Entscheidung im Kriege hängt nicht sowohl von der größten Tapferkeit des einzelnen Mannes wie von dem Maße ab, in welchem der Generalstabschef die wissenschaftlichen Voraussetzungen und Mittel seiner Aufgabe beherrscht. Aber nicht nur die äußere Gestaltung unseres Lebens wird durch die Wissenschaft bestimmt; auch für unser Innenleben kennen wir keine höhere Norm. Von allen praktischen Fragen des reißigsten Lebens ist auch heute keine dringender als die, wie man Wissen und Glauben vereinigen könne. Und zwar ist es hierbei nicht die Wissenschaft, sondern der Glaube, der die andere Instanz als die höhere anerkennt; auch der wärmste Gläubige entschließt sich heute nicht mehr, Dinge im Glauben anzunehmen, die seiner wissenschaftlichen Erkenntnis oder Ueberzeugung widersprechen. Und ähnlich geht es in der Kunst: gerade die größten unter den schaffenden Künstlern haben uns immer wieder gesagt und gezeigt, wie nicht eine unbewußte Inspiration, sondern der bewußte Gebrauch der in ihrer Tragweite erforschten und geprüften, also wissenschaftlich bewältigten Mittel die Grundlage ihrer Schöpfungen ist. Solche Gedanken, die sich ins Unbegrenzte fortspinnen ließen, werden durch das Werk des berühmten Biologen Metchnikow ausgelöst. Was die Jahrtausende als Räthsel empfunden haben, die unaufhörlichen Widersprüche des menschlichen Lebens: Das beschäftigt auch unseren Autor; aber nicht mehr als Räthsel, sondern als wissenschaftliches Problem. Nicht mehr der Seher und Prophet im alten Sinn ist es, der der suchenden Menschheit Licht auf ihrem Wege bringt, sondern der wissenschaftliche Forscher, der mit unparteiischer Hand die Summe unserer Erfahrung ordnet, damit aus der Vergangenheit die Zukunft offenbar werde. Denn was früher als Folge übernatürlicher Begabung erschien — die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen —: Das betreibt die Wissenschaft in ruhiger, stetiger Arbeit als ihre eigentliche Aufgabe. Daß jedesmal, wenn positive Elektrizität erzeugt wird, eine gleiche Menge negativer entstehen wird, ist eine Voraussage, die uns über alle denkbaren Zeiten hinaus sicher erscheint; Sonnen- und Mondfinsternisse sagen wir auf Jahrhunderte voraus, die Folgen medizinischer Eingriffe wenigstens auf Tage und Wochen. So erlangt die Wissenschaft, langsam zwar, aber unwiderstehlich, eine Weisheit nach der anderen und hilft uns, unser Leben immer erspriehlicher und erfreulicher zu gestalten. In solchem Sinn will das vorliegende Buch gelesen sein. Der stille Friede, den

die Wissenschaft für jeden ihrer aufrichtigen Jünger bereit hält und der hier aus der Einsicht entspringt, daß die unzweifelhaften Unvollkommenheiten der menschlichen Organisation nicht Mißhandlungen eines grausamen Schicksals, sondern entwickelungsgeschichtlich bedingte Nachbleibsel früherer Zustände sind, über die hinaus weitere Entwicklungen möglich und wahrscheinlich sind, wird von Jedem empfunden werden, der sich unvoreingenommen dem Autor anvertraut. Daraus hat Meitschnikow auch Werth darauf gelegt, das Schlusergebniß seiner Betrachtungen bereits im Titel seines Werkes zum Ausdruck zu bringen. Eine optimistische Philosophie bietet er uns: aber nicht den Optimismus der leichtfertigen Gedankenlosigkeit, sondern den der erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeit.

Leipzig.

Professor Dr. Wilhelm Ostwald.



**Pygmalion.** — Lieder aus dem Rosenhag. Symphonien in Marmor und Rosen. S. Hirzel in Leipzig, 1904.

Zwei Proben:

## I. Pygmalions Grabgesang.

Nicht Totenblumen nehmt, die kalten, bleichen,  
 Nein, schüttet Rosen über seine Gruft;  
 Begrabt ihn in dem Hauch, dem süßen, weichen,  
 Hüllt ihn in Rosenwolken ein, zum Zeichen,  
 Daß er dahin in Glanz und Frühlingsduft.

Rosen in reicher, wunderbarer Fülle,  
 Rosen wie Traum der Sommernacht geträumt,  
 Rosen wie Gluth aus lichter Sonnenhülle,  
 Rosen wie Gruß von mittagtrunkner Stille,  
 Den leis heran das blaue Meer geschäumt.

Auf Rosenschleiern sinkt die Göttin nieder  
 Und küßt das bleiche, gottdurchglühte Haupt;  
 In Schönheit bettet sie die starren Glieder  
 Und ew'ge Jugend giebt sie segnend wieder,  
 Von Dessen Stirn der Blütenkranz geraubt.

Des Lebens Schönstes hat er doch genossen,  
 Gott, Liebe, Kunst, sie waren ein Gebet;  
 Sein Sehnen hat er in ein Werk gegossen,  
 Das nun, vom Traum des Schöpfers noch umflossen,  
 Schönheitumrauscht zu seinen Häupten steht.

Das Bildniß starrt in weißem Marmorschweigen,  
 Doch kündigt laut der Erde seinen Ruhm;  
 Es glüht der Hain, es rauscht von allen Zweigen,  
 Ein Atmen und ein Grüßen und ein Neigen:  
 Die Stätte wird zum stillen Heiligthum . . .

Nicht Totenblumen nehmt, die kalten, bleichen,  
 Nein, schüttet Rosen über seine Gruft;  
 Begrabt ihn in dem Hauch, dem süßen, weichen,  
 Hüllt ihn in Rosenwolken ein, zum Zeichen,  
 Daß er dahin in Glanz und Frühlingsduft . . .

## II. Ein Lied aus dem Rosenhag.

Ein Duft von Nelken und Rosen  
 Lag über jener Nacht  
 Und vom Himmel, dem sternlosen,  
 Kams wie ein Rauschen sacht;  
 Ich sah Dich im weißen Kleide  
 Unter den Blumen stehn  
 Und schweigend haben wir Beide  
 Im Traum uns angesehen.

Es war wohl auch im Traume,  
 Daß ich vor Dir gekniet;  
 Vom nahen Blüthenbaume  
 Klang eines Vogels Lied;  
 Auf Deinen blassen Wangen  
 Hat sich wie Leuchten geregt —  
 Dann hast Du in stillem Bangen  
 Die Hand in meine gelegt.

Ich sprach ein Wort, — und wie Flammen  
 Es lodern uns umglüht  
 Und klagend und jubelnd zusammen  
 Schmettert der Vogel sein Lied,  
 So süß wie Lachen und Kosen,  
 So süß wie der blühende Tod —  
 Es rauschen die Nelken, die Rosen  
 Hernieder weiß und roth.

Und Wolken wandern und gehen  
 Und mählich weicht die Nacht;  
 Von den Tempelstufen wehen  
 Die Rosenblätter sacht;  
 Fern rauscht im Wind wie Klage,  
 Der Himmel ist goldumsäumt,  
 Das Leben grant, — nun sage:  
 Haben wir nur geträumt?



## Industriefapitäne.

Der Reichsanzeiger ist ohne Zweifel ein ungemein interessantes Blatt und besonders in seinem illustrierten Theil, der sämtliche neuen Waarenzeichen veröffentlicht, von üblichster Mannichfaltigkeit. Dennoch muß leider festgestellt werden, daß nur ein verschwindend kleiner Theil aller Reichsangehörigen findet, der regelmäßige Bezug dieses Blattes sei zu einer modernen Lebensführung unentschuldig. Wohl um dieser traurigen Thatsache Rechnung zu tragen, hat die Leitung des amtlichen Organes sich jetzt entschlossen, das stenographische Protokoll der von der Regierung veranstalteten Kartell-Enquete nicht nur als Beilage zum Reichsanzeiger, sondern auch in Buchform erscheinen zu lassen. Eine verständige Idee, die sich ohne großen Aufwand verwirklichen ließ. Der Vetternsatz blieb unverändert, die Spaltenbreite wurde für die Oktavseite der Buchausgabe beibehalten. Um auf die Kosten des Abdruckes zu kommen, konnte sich das Reich mit einem Verkaufspreis von wenigen Nickeln für das Heft begnügen. Konnte; that es aber nicht. Schon das erste Heft kostet 4 Mark 50 Pfennig; und auch Subskribenten haben nur den Vortheil, daß ihnen 800 Seiten für zehn Mark geliefert werden. Die Schuld trifft nicht die Verlagsbehandlung von Siemensroth, sondern die Leitung des Reichsanzeigers, die dem Verleger so lästige Bedingungen stellte, daß er ohne Verzicht auf den üblichen Buchhändlernutzen das Heft nicht billiger abgeben kann. Dafür, daß Niemand, statt des Separatabzuges, den Reichsanzeiger selbst kaufen könne, war gesorgt: schon vierundzwanzig Stunden nach dem Erscheinen der Nummern, denen der Bericht über die Kartell-Enquete beilag, war kein Exemplar mehr zu haben und die Beamten der Expedition vertrösteten Jeden, der kam, mit dem Hinweis auf die nahe Buchausgabe. Zu möglichst weiter Verbreitung wissenschaftlicher Thatsachen ist solche Methode nicht gerade geeignet. Die Kartell-Enquete sollte dem Interesse des Reiches dienen; also hätte die Kosten, auch die der Publikation, eigentlich das Reich zu tragen und den Käufern der Berichte wäre nur eine winzige Gebühr abzufordern. So macht man in anderen Staaten, namentlich in England, das wir uns in solchen Dingen ganz gut zum Vorbild nehmen könnten, ohne der nationalen Würde Etwas zu vergeben. Zehn Mark für 800 kleine Oktavseiten! Mehr kostet im Durchschnitt auch das Werk eines Gelehrten nicht, für das der Autor seinem Verleger und der Verleger dem Publikum die Preise berechnen können, die ihrem Vortheil angemessen erscheinen. Mag man den Werth der Kartell-Enquete noch so hoch veranschlagen: auf ein Autorenhonorar hat keiner der Teilnehmer ein Recht, am Allerwenigsten der Staat. Irgend einer der unteren Reichsinstanzen, die das Bedürfnis fühlte, ihr Spezialstatuten nach Möglichkeit balanciren zu lassen, muß der merkwürdige Einfall gekommen sein, mit dem Vertrieb der Protokolle ein Geschäft zu machen. Ungefähr mit dem selben Recht könnte der Postamtsvorstand in einem verlorenen Nest von der Einwohnerschaft seines Bezirkes erhöhte Porto- und Telegrammgebühren verlangen, um auf die Kosten zu kommen.

Es ist bedauerlich, daß wegen des hohen Preises der Berichte die Vorgänge, die sich in der Kartellkommission abgepielt haben, nicht so bekannt werden, wie man wünschen mußte. Das bunte Bild, auf dem uns hier die wichtigsten

Persönlichkeiten der deutschen Industrie entgegenzutreten, hätte sicher weite Kreise zu interessiren vermocht. Das soeben veröffentlichte Protokoll der Verhandlungen über das Kohleisen-Syndikat zeigt, daß die Regierung auch diesmal wieder peinlich darauf hielt, nichts zu veröffentlichen, was als nationales oder streng sachliches Geheimniß gelten könnte. Doch die Erfahrung lehrt ja: was in einer großen Versammlung — und hier gab es mehr als hundert Pöcker — gesagt wird, bleibt niemals Geheimniß. Die Verhandlungen hätten also ruhig in voller Öffentlichkeit geführt werden können. Wer die Berichte liest, wird bedauern, daß er all diese Klagen und Widerklagen nicht in foro selbst mitanhören und sein Urtheil auf die persönlichen Eindrücke stützen konnte, die der moderne Gesetzgeber als ein wesentliches Moment zu gerechter Urtheilsfällung erkannt hat. Auch die Stenographie kann das mündliche Verfahren nicht ersetzen. Der Berliner Kongreß ist uns wenigstens durch den Pinsel des Malers anschaulich geworden; den Verhandlungen der Kartellkommission hat aber nicht einmal ein Anton von Werner beigewohnt. So unglaublich es klingt: nicht einmal ein Zeichner der „Woche“. Als knapp vor Jahresluß das neue Kohleisen-Syndikat vollendet war, überreichten die Syndikatsmitglieder dem spiritus rector ihres Bundes, dem Geheimen Kommerzienrath Kirdorf von der Eisenkühner Bergwerks-Gesellschaft, einen Bismarck von Lenbach. Eine passende Ehrlung; denn es war ein Meisterwerk der Diplomatie, allen Gegenströmungen, allen Partikularismen zum Trotz das Syndikat auf der breitesten Basis zu sichern und selbst Daniel und Thyssen aus Schmollern zu Bundesgenossen zu machen. Kunstsinne fehlt also unseren Industriellen nicht und sie hätten sich gewiß nicht gegen den Vorschlag gesträubt, auch die Neuzerlichkeiten der Kartellberatung der Mitwelt und Nachwelt zu überliefern. Das Bild hätte uns eine Fülle von Thakraft und Bildung, Talent und Klugheit vorgeführt. Die meisten Häupter der deutschen Industrie sind ja in der Reichshauptstadt unbekannt. Loewe, Siemens, Rathenau sind dem Berliner geläufige Namen; aber die Caro, Kirdorf, Lueg, Baare, Huberus, Mannstädt, Daniel, Thyssen, Jungmann, Stinnes, Mueser kennt er kaum, auch wenn sie in seiner nächsten Nähe wirken und vom Centrum aus die Fäden lenken, die sich nach Ost und West hinüberspinnen. In Berlin führt die Finanz das große Wort; man sieht ihre Prachtapläste und glaubt, aller Segen komme von ihr, das ganze Schaffen der Industrie sei nur ein Abglanz ihrer Macht. Gerade deshalb konnte ein Kartellkongreßbild recht nützlich werden; es hätte Vielen eine Welt gezeigt, von der sie nichts ahnen. Mancher Charakterkopf hätte sich ihnen eingepreßt und die werthlose Erinnerung an allerlei gleichgiltige Finanzleute verdrängt. Da wir das Bild nun nicht haben, müssen wenigstens die Berichte allgemein zugänglich gemacht und gelesen werden. Auch sie geben von der Art der einzelnen Persönlichkeiten eine Vorstellung, die für die Beurtheilung künftiger Industrievorgänge benutzt werden kann.

Die unmittelbar praktische Bedeutung der Enquete hat empfindlich unter den Veränderungen gelitten, die sich pondante lito innerhalb der deutschen Syndikate vollzogen haben. Das gilt, wie früher vom Kohleisen-Syndikat, jetzt vom Kohleisen-Syndikat, das in seiner neuen Gestalt dem größten Theil der Enquete-Neden über die ziellose Ausfuhr zu Schraderpreisen die tatsächliche Grundlege entzieht. Und schon sind die Verhandlungen, die einem allgemeinen deutschen Stahlwerkver-

band ins Leben helfen sollen, dank den rastlosen Bemühungen Junghanns, Caros, Thyssens und Kirzdorfs dem Abschluß nah. Aus diesen geheimen Konferenzen erhalten wir keinen Bericht; nur das Ergebnis, nicht die Genesis wird der neugierigen Welt mitgetheilt. Die Protokolle der Kartellkommission geben aber die Möglichkeit, das Fehlende, in großen Zügen wenigstens, zu ergänzen; denn sie lehren uns eben die maßgebenden Persönlichkeiten kennen. So gering der praktische Werth dieser Berichte heute noch ist: wer sie mit aufmerksadem Geist liest und die tausend Schwierigkeiten wägt, die zu überwinden waren, den Aufwand an Scharfsinn und Berechnung, ohne die nicht das Allergeringste erreicht worden wäre, Der muß erkennen, daß Deutschland heute wenigstens auf einem Gebiet über eine Fülle starker Individualitäten verfügt, denen kein Billiger den Vorwurf des Epigonenhumors machen kann. Panzer Bankdirektor wird überschätzt, manche Transaktion scheint der gaffenden Menge nur groß, weil die Klame sie aufkauft; die deutsche Industrie aber lebt und wirkt noch in ihrem Progenitalter.

Dis.



## Briefkasten.

**N**ambour Vegrand in Phrasien: Der Meldung ist nicht widersprochen worden. Warum wundern Sie sich? Mathilde Bonaparte war eine famose Fran. Lesen Sie mal, was die Brüder Soucours im Journal über sie sagen. Nach dem ersten Besuch im Schlosse Saint-Gratien, im Dezember 1862: Une femme à l'amabilité comme son sourire, le plus doux sourire du monde, le sourire gras des jolies bouches italiennes, et une femme ayant ce charme: le naturel, et vous mettant à l'aise avec une langue familière, la vivacité de tout ce qui lui passe par la tête, une adorable bonne enfance. Dilettantin besten Stiles. Sie hatte manch'lei Talente, konnte ein Bißchen malen, ein Bißchen schreiben, merkte aber früh, daß sie unter den Schöpfern wenig, unter den Genießenden viel sein konnte. Feinstes Publikum. Fast ein Halbjahrhundert lang die Herrin des modernsten, gesuchtesten Salons. Selig, wenn sie die stärksten Köpfe um sich sah. Ihre kleinen Dinners waren berühmt. Mahnen und Bedienung streiftes Empire; die Gespräche jenseits von allem feierlich gespreizten Wesen. Die Hausfrau selbst von himmlischer — oder höllischer? — Ungenirtlichkeit. Tausend Anecdoten. Eine der nettesten zeigt uns die echte Enkelin Caecilias, die würdige Nichte des Onkels, der im Kreis der Bekrönten so gern von seiner Unterleutenantszeit sprach. Jrgendwo rümpfen vornehm thurende Damen die Näschen über die Gräucl der Großen Revolution. Das, dachten sie, müsse der Prinzessin gefallen. Darauf Mathilde: „Aber, meine Damen, was haben Sie gegen die Revolution? Wenn sie nicht gekommen wäre, würde ich heute noch in Ajaccio Apfelsinen verkaufen!“ Mit Damen konnte sie sich überhaupt nicht leicht verständigen. Ihre ewige Klage, wie seit dem achtzehnten Jahrhundert der Typus ver schlechtere sei. Kein tieferes Interesse mehr für Kunst und Literatur, keine Spur mehr der Fähigkeit, den geistig arbeitenden Mann im Gespräch schnell vergessen zu lassen, daß er mit Damen plaudert und sich in Ritterpflichten einperschden muß; mondänes Geschwätz, statt des redlichen Bemühens, neue Gedanken, Männergedanken mitzubedenken, die Ziele neuen Strebens wenigstens erkennen zu lernen. „Wenn jetzt eine Dame eintritt, müssen

wir als höfliche Leute sofort von was Anderem reden.“ Die Sand, die Rachel: solche Frauen hätte sie gern bei sich gesehen. Und nach der Sittsamkeit nicht eine Sekunde gefragt. Sie war selbst nicht von den eifrig Keuschen. Manche Liebeshoß wurde ihr nachgesagt. Auch Nikolaus Pawlowitsch, der schöne Zar, hat sich ein Weilchen wohl ihrer Gunst erfreut. Wo sie liebte, überlegte sie nicht lange. Nehmen Sie ihr's übel? Ideale Forderungen, geehrter Herr, reichen nur bis an den Kabel; darunter hängt der Privatbezirk an, in den Niemand dringzureden hat. Uebrigens echt bonapartistisch. Denken Sie an die lieben Schwestern des Imperators und an ihn selbst, der gesagt hat: *Je suis à part de tout le monde, je n'accepte les conditions de personne.* In dieser Familie wirkt Mathilde noch wie ein Musterbild reiner Weiblichkeit. Keine korrekte Prinzessin — die korrekt scheinenden leben auch nicht immer nur dem Bestdienste —, doch eine Frau, vor der man den Hut ziehen mußte. Dätten wir nur Hösiten dieses Sch'ages! Warum also staunen Sie darüber, daß der Deutsche Kaiser einen Kranz auf Mathildes Sarg legen ließ? Weil sie, die Tochter einer Prinzessin von Württemberg, die Deutschen nicht liebte und, wie einen Gott, den Mann anbetete, der Preußen die tiefste Demüthigung bereitet und den Wilhelm der Zweite den kochischen Parvenu gescholten hat? Der Mann war ihr Onkel; und wenn Sie zwischen württembergischer und napoleonischer Tradition die Wahl hätten, würden Sie vielleicht auch nicht lange zaudern. Mathildes Liebe war mit Bewußtsein blind. Als Raine, einer ihrer ältesten und geschäftigsten Hausfreunde, das Kapitel der *Origines* veröffentlicht hatte, worin er mit der ruhigen Klarheit des Naturforschers das wundervolle Uingehuer demonstirte und Bonapartes Lebensleistung das Werk des vom Genie bedienten Ehrgeizes nannte, gab die Prinzessin bei ihm eine Karte mit dem Scheidegruß p. p. e. ab; und es war ein Abschied für immer. Sie wollte an ihrer Sonne keine Flecken sehen. Auch legitimere Fürsten dulden nicht, daß man über ihre Ahnen die Wahrheit sagt. Den Parvenu hätte der Korze selbst lächelnd hingegenommen. Gerade darum lieben wir ihn ja: weil er kein reicher Erbe war, kein angestammter Pänderpapa, sondern ein Parvenu, dessen Genins sich für ein Weilchen die Welt der *rois sainséants* unterjochte; deshalb ist er nicht ein nationaler Held der Franboien allein, sondern der Menschheit, deren Wille zur Macht sich an des Plebejers Vollbringen berauscht. Ist Ihnen übrigens nicht bekannt, daß man Reden des Kaisers nur nach dem Reichsanzeiger citiren darf? Schlagen Sie die Nummer vom siebenzehnten September 1891 auf: und Sie werden lesen, daß der Kaiser in Esfurt das Wort „Parvenu“ gar nicht ausgesprochen, nur des „kochischen Eroberers“ gedacht hat. Nicht allzu freundlich. Das ist leicht zu begreifen. Die Hösenzöllern hätten dem Sohn Laetitia's Manches nachzutragen, selbst wenn in seinen Briefen nicht so böse Wiße über die Geistesgaben preußischer Prinzen ständen. Daß sie ihm schließlich doch Pardon geben und seiner Brut Reuerenz erweisen mußten, ist nicht sein kleinster Triumph. In anderem Sinn, als sie gemeint war, ist Goethes Weisfogung Wahrheit geworden: „Es nützt ihnen nichts; der Mann ist ihnen zu groß.“ Die guten Europäer sollten sich der Thatfache freuen, daß neben den Weilchenablern, die von den verbannten Bonapartes geschickt waren, der Kranz des Deutschen Kaisers auf Mathildes Sarg lag. Die Legitimität huldigt so selten dem Genie . . .

Kulturkämpfer in Phryg: Nein. In die Schaar der Heiligen ist Jeanne d'Arc noch nicht aufgenommen worden. Lange kann's aber nicht mehr dauern. Einsteilen ist sie als der Verehrung würdige, mit Heroentugend geschmückte Jungfrau

von Hinz dem Zehnten-anerkannt; nur noch zwei, höchstens vier Wunder, die der Himmel in dem Mädchen von Domremy gewirkt hat: und die Beatifikation kann kommen. Daran wird das läbliche Beginnen nicht scheitern; eifrig suchender Wille findet stets Wunder. Warten Sie noch ein Bißchen; und bedenken Sie inzwischen die Wendung durch Gottes Fügung. 1431 läßt Papst Martin der Fünfte durch einen Gerichtshof, dem der Cardinal Winchester, der Bischof Cauchon von Beauvais und der Herzog von Bedford den rechten Weg weisen, la femme nommée communément Joanne la Pucelle verurtheilen. Neben dem Scheiterhaufen, den sie besteigen muß, hängt eine Tafel mit der Inschrift: *Joanne, dite la Pucelle, Montoreuse, Pornicieuse, Abuseuse du Peuple, Devineresse, Superstitieuse, Blasphématrice de Dieu, Présomptueuse, Mécréante, Idolâtre, Cruelle, Dissolue, Invocatrice de Diables, Apostate, Schismatique, Hérétique. Alles Mögliche: sogar die Jungfräulichkeit war, vor Shakespeare und Voltaire, der armen Sünderin abgesprochen. Doch mit ihrem sicheren Instinkt für das Volksthümliche merkte die Kirche bald, daß sie einen Fehler gemacht habe. Die Hirtin war zur Nationalheiligen geworden; und die älteste Tochter der Christenheit hatte ein gutes Recht auf Schonung ihrer Gefühle. Der fünfte Nikolaus weigerte sich noch, den Prozeß zu revidiren; sein Nachfolger aber, Kalixtus der Dritte, ein Borgia, befahl die Revision und ließ feierlich verkünden, eine Unschuldige sei dem Flammentod überliefert worden. Ein Justizmord, für den nur die Briten verantwortlich seien: so lehrt seitdem die Legende; ein kluger Jesuit hat jetzt obendrein noch festgestellt, daß Cauchon Rektor der pariser Universität gewesen war und sich an England verkauft hatte: also trug, neben Albion, die gottlose Universität (im fünfzehnten Jahrhundert!) die Schuld. Riedlich, nicht wahr? Das genügt noch nicht. Die Jakobiner konnten den Hut der Pucelle verbrennen und den Scheiterhaufen, auf dem die letzte Reliquie der tapferen Jeanne kohlte, umtanzen, mit schrillum *Ca ira* umheulen; die Erinnerung an die Befreierin war nicht aus dem Volksempfinden zu jäten. George Sand beschwor in ihrem Bauernroman Joanne den Schatten der Lothringerin und Auguste Comte, das Haupt der Positivisten, schlug vor, die Jungfrau, die jedes führende Herz in der civilisirten Welt jählich bewundern müsse, in jedem Jahr an einem bestimmten Nationalfesttag: zu feiern. Als der Schmerz um den Verlust Lothringens hinzukam, beschloß, auf den Antrag Josefs Fabre, dem wir das beste Buch über den Prozeß der Pucelle danken, der französische Senat, in jedem Maimonat solle der zweite Sonntag der Erinnerung an Jeanne d'Arc geweiht sein. Doch die Kirche war schneller gewesen, als die neuen Jakobiner mit ihrem umständlichen parlamentarischen Apparat sein konnten: ehe noch das Nationalfest beschlossen war, wurde die Jungfrau-Befreierin in allen Kirchen Frankreichs prunkvoll gefeiert. Sollte man etwa dulden, daß die radikalen Kirchenfeinde der Johannenkultus in ihre Weltlichkeit zerrten? Eine ohne den Segen des Papstes verehrte Heilige konnte einst noch gefährlich werden. Am achten Mai 1894, genau hundert Jahre nach dem Tag, da der Konvent dem Dekret Robespierres zugestimmt hatte, das ein Höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele anerkannte, celebrierte Erzbischof Coullié von Lyon eine Messe zur Ehre der Jungfrau von Orleans. Und als Ves der Dreizehnte sein Priesterjubiläum feierte, haten ihn die französischen Bischöfe stehentlich, *do motre Joanne, toujours invalens, au nombro des bienheureuses*. Nichts, antwortete der Pops, könne auch seinen Wünschen mehr entsprechen; nur müsse vorher die Kongregation der*

Riten ihres Amtes walten. Jetzt ist's so weit. Schon fürchtet Rom, Frankreich könnte der vatikanischen Herrschaft tödlich entgleiten. Der Glaube braucht neue Nahrung. Echter Heiligenschein kann nur vom Statthalter Christi kommen. Ein paar Wunder sind rasch gefunden. Johanna wird kanonisiert werden. Jeder Papst ist unfehlbar; doch Pius darf anbeten, was Martin verbrannte. Eine Märtyrerin, die auf Befehl der Kirche den Martyrtod litt, ist wohl noch nie zu den Heiligen erhöht worden. Jetzt wird's Ereigniß. Spotten Sie nicht! Der Protestantismus könnte sich so jähe Schwankungen ohne Lebensgefahr nicht erlauben. Und der Gedanke ist römisch klug: den Bauern die heldische Bäuerin widerzugeben und von den Kanzeln ihnen zu künden, welche Kraft im getöblichen, aber reinen Gefäß schlichter Glaube zu wirken vermag.

Oberlieutenant in der Pfalz: Sie freuen sich darüber, daß jetzt endlich einmal gegen die schnell wechselnden Armeekleiderordnungen ein kräftiges Wörtlein gewagt wird? Sie sind bescheiden. Mir scheint der Wind aus der falschen Ecke zu wehen. Erstens können Zeitungen und Parlamentsbeschlüsse da nichts erreichen. Denn die Kommandogewalt des Kriegsherrn ist unbeschränkt, und wenn der Kaiser Ligen, Vorten, Rückenfallen, Abzeichen aller Sorten für nöthig und nützlich hält, kann kein Mensch ihn hindern, sie einzuführen. Zweitens giebt es schlimmere Dinge, kritischer Betrachtung würdigere Gegenstände; auch in der Armee. Und es sieht fast so aus, als sollten wieder mal Kleinigkeiten aufgebauht und große Uebel verschwiegen werden. Man mimt Männerhohle vor Königsthronen, holt sich von der Volksgunst ein billiges Apptäuschchen und hat doch nicht den Muth, das Schmerzkind beim rechten Namen zu nennen.

Patriot in H3ja n3: Ob es wahr ist, daß zwischen den Höfen von Berlin und Karlsruhe die Beziehungen schlecht sind? Daß man auch in Stuttgart verstimmt und nicht nur in Detmold die Temperatur unter Null ist? Daß der Kronprinz als Herrenreiter und Theaterbesucher den Unwillen seines Vaters gewedt hat? Daß Prinz Friedrich Leopold von Preußen wegen der Erziehung seiner Kinder in Konflikte mit dem Kaiser gerathen ist und großend für eine Weile ins Ausland gehen will? Wahr? Wenn ich Ihre Frage bejahte, käme morgen vielleicht ein Dementi, — und dann wäre Alles natürlich unwahr. Wichtig und der Erwähnung werth ist im Grunde ja auch nur, daß solche Gerüchte immer wieder entstehen, verbreitet und geglaubt werden. . . Ihre Sehnsucht nach der Wiederkehr friderizianischer Zeiten ist rührend; aber Familienzant gabs damals auch, nur noch keine Massenpresse. Und welche Zustände ruft Ihr Wunsch denn zurück? Soll heute der König sich etwa wieder einer Geis vergleichen, die „grafen muh, wo sie angebunden ist“, und D'Allembert um eine Reise nach Italien beneiden? Oder wünschen Sie, man solle heutzutage so leicht in die Nähe des Monarchen gelangen wie in Freyens Zeit? „In Sanssouci“, berichtet Koser, „zog nur für die Nacht ein Unteroffizier mit sechs Grenadiern zur Wache auf; bei Tage war der König hier ohne jede Bedeckung und duldete nicht einmal, daß die Thüren verschlossen wurden.“ Sie vergessen, Herr Patriot, die Umsturzpartei, gegen die bekanntlich nur Schuymannschaft hilft. An einem Punkt aber entschloßst Ihr Sehnen ganz meinem Verständniß. Als der Schweizer Zimmermann in Berlin gewesen war, erzählte er, dort dürften „alle Menschen von jedem Stande sagen, was ihnen beliebt, und Keinem werde dafür ein Haar gekräumt.“ Mit diesem System sollte mans in Preußen wieder versuchen? Wieder? Ja, wo leben Sie eigentlich? Dieses Recht steht seit fünfzig Jahren in der Verfassung, — und Sie wünschen heute den Freyabsolutismus zurück. . .

Berausgeber und verantwortlicher Redakteur: W. Gorden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.  
 Druck von Albert Lunde in Berlin-Schöneberg.